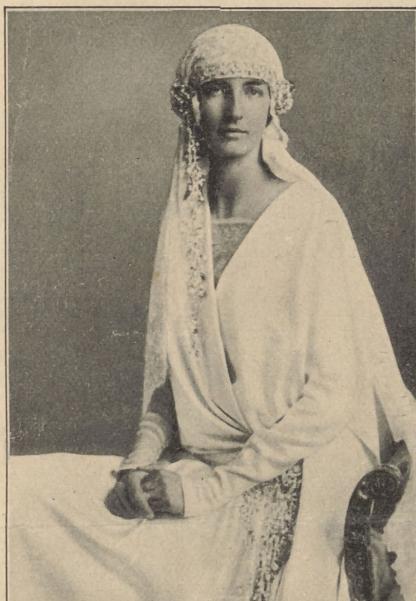


Landskiff, der kleine Schnellwagen, den der Fahrer mit den Armen in Autogeschwindigkeit antreibt, ist verbessert worden. (G. Pöhl.)

Rechts: Dr. von Brittwitz und Gaffron, der neue Botschafter in den U. S. A., mit seiner Gemahlin, geb. Gräfin Strachwitz. (D. Pr. Photo-Zentr.)



Prinzessin Anna von Bourbon heiratete den Herzog von Apulien. (W. W. Photo.)



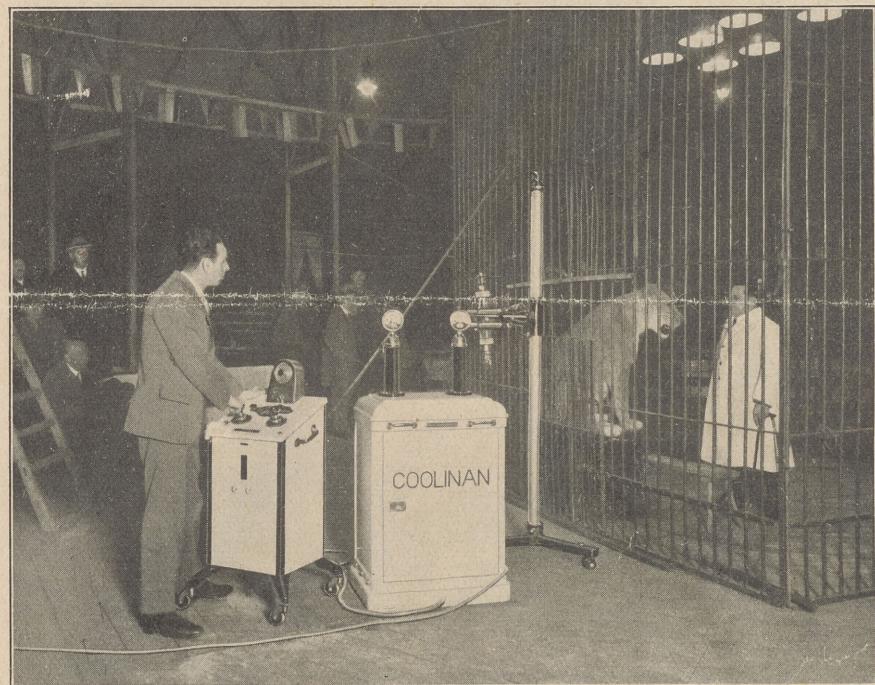
Ruth Elder, die Ozeanseglerin mit dem Lippenstift, die neuste Helden Amerikas. (Presse-Photo.)



Amadeo, Herzog von Apulien. (W. W. Photo.)



„Gleichstrebend“, eine neue Tanzfigur der Laban-Schule. (W. W.-Photo.)

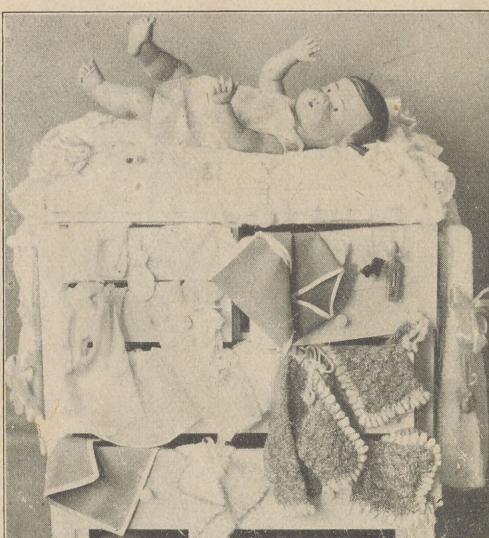


Eine kranke Löwin des Zirkus Schneider wird mit dem Coolinan-Röntgen-Apparat durchleuchtet. (Zander & Labisch.)

Der dritte Teil des „Fridericus Rex“ ist gedreht. Otto Gebühr als Alter Fritz im Potsdamer Lustgarten.



Das Fenster im Schirm soll den Fußgänger bei Regen die Übersicht im Großstadt-Straßenverkehr ermöglichen. (Sennecke.)



Weihnachten kommt. Die Puppenwickelkommode ist da. (Modell Puppenfee, Photo Sonderhoff.)



Neue Tanzkunst: Der Tempeltanz des Balletts Tscharschenko. (Sennecke.)

# Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Tizia Leisich

8.

## Ein unbewusster Schicksalsweg.

Am Sonntag sollte die Reise angetreten werden, und am Donnerstag fuhr Ursula nach Chicago. Sie wollte doch auf alle Fälle Mrs. Malone sehen, die gestern angerufen und ihr mitgeteilt hatte, daß sie eine Stelle für sie hätte. Nicht als Kinderfräulein. Nicht in ihrem Hutsalon, anderswo. Etwas ganz Besonderes.

Bei einem von Mrs. Bulwers Damen-luncheons hatte Mrs. Malone Ursula über den aufgetischten Hühnersalat hinüber freundlich und interessiert französisch angeredet in der Meinung, sie wäre Französin.

Mrs. Malone hatte einst zur Eleganz Chicagos gehört, bis ihr Mann in unglückseligen Spekulationen alles Geld verlor, worauf sie einen kleinen Hutsalon eröffnete, in dem sie mit ihren Verbindungen von früher her und ihrer europäischen Gesplogenheit der Umgangsformen einen Hauch der Exklusivität zu schaffen wußte, den ihr jene Damen gut bezahlten, die erst dabei waren, zu lernen, was Exklusivität war.

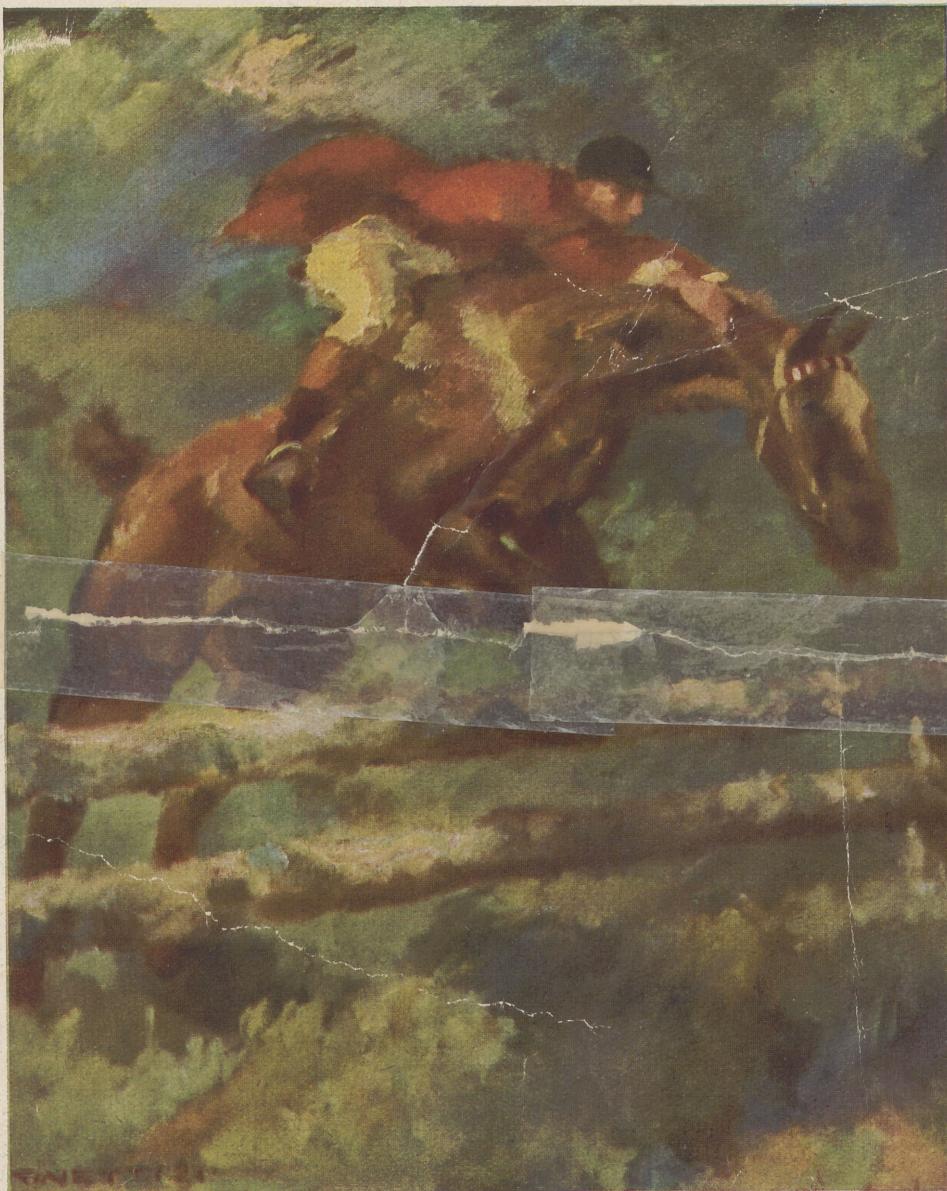
Ursula holte Mrs. Malone aus ihrem eleganten Shop ab und stieg mit ihr in ihr Coupé, das mit vielen anderen in einer der ruhigen Querstraßen stand.

Mrs. Malone lenkte den Wagen nach Norden. Sie fuhren über eine federnde Brücke, die sich über Chicagos „Wassertor“

spannt, dem Flüßband, das sich aus dem See heraus schlängelt. Daneben türmten hohe, weiße Gebäude; Öllachen schwammen auf der trüben Fläche, graue Schaluppen hingen faul am Uferpfosten. Weiterhin, wo der Fluß durch die Stadt drang, spiegelten sich in ihm die Rückseiten häßlicher Gebäude.

Hinter dem „Wassertor“ begann leuchtend weißer, breiter Strand, frei zugänglich, wimmelnd von Badenden. Armeen von Kraftwagen standen wartend am Rande. Man zog sich in den Wagen aus oder kam, im Schwimmanzug am Steuer sitzend. Am Ufer Bäume, glatte Autostraßen, Reiteralleen, Blumenbosketts, seerosenbedeckte Teiche — der große Lincoln-park. Den Blick auf dem weißen Band der Straße vor sich, sagte Mrs. Malone: „Es ist Mrs. Emmis Perkins, Pamela La Brouillère Perkins, zu der wir fahren. Sie ist die Frau eines der größten Bankiers Amerikas, ein bißchen schwer zu nehmen, es ist wahr, aber Sie sind gescheit, Ihnen könnte es gelingen. Ihr Schade würde es nicht sein. Glauben Sie mir. Sie sucht jemanden für ihre persönliche Bedienung. Sie hätten nicht viel zu tun, denn Mrs. Perkins geht auf ihre Lodge in die kanadischen Wälder, wo sie ganz einfach zu leben gedenkt.“

Ursula versuchte einzuwerfen: „Das ist sehr lieb von Ihnen, Mrs. Malone, und ich danke Ihnen, aber ich weiß nicht, ob ich die erforderlichen Kenntnisse für eine Jozé habe und dann —“



Jagd. Gemälde von G. von Finetti.

„Darauf kommt es nicht so sehr an. Mrs. Perkins kann natürlich die besten und tüchtigsten Zofen haben. Ich bin überzeugt, my dear, daß Sie denen gewaltig nachstehen in Tüchtigkeit. Aber es liegt Mrs. Perkins daran, jemand zu haben, der völlig verlässlich und völlig schweigsam ist. Verstehen Sie?emanden, der mit der übrigen Dienerschaft so wenig als möglich spricht. Und dann hätten Sie auch noch einige schriftliche Arbeiten, wie Buchhalter über die Ausgaben des Haushaltes und ähnliches, denn Mrs. Perkins Major-domus bleibt natürlich hier. In der Lodge werden außer Mrs. Perkins, ihrer zwölfjährigen Tochter und deren Gouvernante nur noch die Köchin und Sie sein.“

„Aber ich hänge doch bei meinen Leuten, wir gehen in ein paar Tagen fort. Ich konnte Ihnen das alles nicht durchs Telephon sagen, Mrs. Malone.“

„Wir werden sehen, wir werden sehen. Jedenfalls benütze ich die Gelegenheit, Sie Mrs. Perkins vorzustellen.“

Das Auto ließ weißen Strand und wimmelnde Menschen hinter sich; das Vireck eines Riesenhotels flog vorbei, wie der Traum eines Machtmenschen in die leuchtende Einheit von Wasser und Luft hineingesezt. Ursula sah die Goldküste am Lake shore, wo die Reichsten der Stadt ihre palastartigen Villen haben, am See, aus dessen tiefem Blau die Erde goldig üppig und stolz steigt wie Anadyomene.

Sie standen bei einer Straßenkreuzung still, und Mrs. Malone sagte mit einem Blick auf Ursulas lichtes Sommerkleid: „Sie sollten in der Stadt nicht hell gekleidet gehen, my dear, lichte Kleider und Farben soviel Sie wollen im Eichenpark draußen, im Country Club unter Bäumen, aber wenn Sie in die Stadt kommen, dann nur schwarz oder höchstens sehr dunkles Blau. Alles andere ist unelegant. Seien Sie mir nicht böse, daß ich es sage. Es geschieht in der besten Absicht.“

Ursula schwieg. Sie sagte nicht, daß sie kein anderes Kleid hatte. Und Mrs. Malone fuhr fort: „Nur ein wenig zur Vorbereitung. Die Perkins würden nie daran denken, sich mit Rockfellers und Fords in eine Klasse zu rechnen. Mr. Perkins ist ein Mayflower-Amerikaner. Sie wissen: Mayflower war das Schiff, auf dem einst die Puritaner nach Amerika famen. Mayflower-Amerikaner sind unsere Aristokratie, und Mrs. Perkins stammt aus einer noch älteren und stolzen Hugenottenfamilie. Es ist nützlich, solche Sachen zu wissen.“

Sie hielten vor einem hohen schmiedeeisernen Tor. Während Mrs. Malone auf den Klingelnopf drückte, einmal lang und zweimal kurz, bejähnte Ursula die Schmiedearbeit, die auffallend schön war. Mrs. Malone verstand ihren Blick und sagte: „Das ist 18. Jahrhundert. Stammt aus einem französischen Schloß. Nur das Wappen der Perkins wurde eingesetzt.“

„Wappen? Wappen?“ fragte Ursula, „im demokratischen Amerika?“

Der Diener kam und schloß das Tor auf. Sie schritten durch den Park.

„Dieser Park hat unter anderem zwei Besonderheiten. Die eine sehen Sie hier,“ sagte Mrs. Malone mit dem Blick auf einen moosbewachsenen Steinblock, der sich inmitten eines riesigen schimmernden Rasenfleckes einsam und ratlos erhob, „und die zweite bilden jene vier großen Eichen, nach denen das Schloß 'Old Oaks' benannt ist.“

Die Eichen waren ohne Zweifel herrliche alte Bäume, die knapp neben dem Gebäude standen, das nun mit den Giebeln und Türmen eines Rokoko-Chateaus sichtbar wurde; aber Ursula verstand nicht, warum Bäume und Felsblock im Garten eines amerikanischen Millionärs als eine Besonderheit hingestellt wurden, und Mrs. Malone antwortete auf ihre Frage: „Beide sind besonders, my dear, weil beide hier eine Seltenheit sind. Sie müssen weit gehen, um einen Felsblock zu finden. Viele Leute hier in Chicago haben überhaupt nie einen gesehen. Wie dieser herkam, weiß man nicht. Legenden und Märchen sind um ihn gewoben worden. Die Bäume aber ließ der Vater des Mr. Perkins, der diesen Garten anlegte, aus dem Staate Washington kommen, der im äußersten Nordwesten der Union liegt und herrliche uralte Wälder hat. Diese Riesenbäume wurden ausgegraben und mit ungeheuren Schwierigkeiten hertransportiert. Ja,“ fügte sie lächelnd hinzu, „wir Amerikaner lieben Bäume leidenschaftlich. Aber wir schlagen sie alle erst ab und sind dann erstaunt, daß wir so lange warten müssen, bis die jungen groß werden.“

Pamela Perkins hatte eben ihre Toilette beendet. Seit elf Uhr hatte sie mit ihrer älteren Tochter, die bei ihr zu Besuch war, unten am herrlichen Privatstrand der Villa in Sonne, Luft und Wasser gelegen. Jetzt, um vier Uhr nach-

mittags, brachte ihr Estelle, ihre Zofe, eine Tasse Tee und ein Stück Toast; seit dem Frühstück um zehn Uhr hatte sie noch nichts zu sich genommen. Dazu rauchte sie eine Zigarette aus einem unwahrscheinlich langen, onyxfarbenen Mundstück, während sie in einem Kleid aus leichtester chinesischer Seide auf dem niederen Diwan saß und die wundervoll schlanken Beine, die Beine eines jungen Mädchens, unter dem Körper hochzog. Jede ihrer ruhigen Bewegungen war voll edlen Majestes. Die straffe Biegsamkeit ihrer Gestalt verriet Liebe zum Sport, den sie aber nie bis zu jenen Grenzen trieb, wo er weibliche Weichheit in die Edem des Mannsbildes umknotet. Ihre Augen waren so intensiv blau, daß die Farbe sich in den Haaren versing und in den nachtschwarzen Wellen aufleuchte. Sie trug sie von der Stirn zurückgekämmt und am Scheitel in einen Knoten geschlungen, wie es die Mode der Jahrhundertwende gewesen war. In ihrem nur ganz wenig gebräunten, zarten Gesicht sahen diese Augen wie blickende Juwelen. In den Winkeln brachen sie leicht nach abwärts, als wären sie plötzlich todmüde — ähnlich wie der Mund, der allein Pamela Perkins' Alter verriet.

Ein namenlos enttäuschter Mund.

Als Pamela La Brouillère, die Tochter eines verarmten San Franciscoer Bürgers, vor zwanzig Jahren den jungen, reichen, im angesehenen Bankgeschäft seines Vaters tätigen Emmis Perkins heiratete und alle amerikanischen Blätter die Beschreibung der über alles prachtvollen Hochzeit brachten, da sah sie so aus, wie das große Bild von Sargent sie zeigte, das im Speisesaal von „Old Oaks“ hing — eine Weibblüte mit einem so großen, erwartungsvollen Blick, einem Mund so voll heißer Fragen, daß einem angst und bange werden konnte; einer schönflächigen Stirn, auf der schon damals dieselbe souveräne Gelassenheit saß, die gewohnt ist, die Welt von oben herab anzublicken und die heute noch der Rahmen ihrer Schönheit war.

„Siehest du, Pamela,“ sagte ihre Tochter Florence, die mit ihr wie mit einer Freundin sprach, „wir jungen Frauen von heute behandeln unsre Männer anders. Energischer. Du wirst mir wieder antworten, wir seien vulgärer, aber darum kümmern wir uns nicht. Wir wollen glücklich sein, das ist uns die Haupsache. Ich gehe jetzt auf sechs Monate allein nach Europa, das wird Mortimer und mir sehr gut tun.“

Pamela Perkins streichelte den zahmen feuerfarbenen Puma, der neben ihr still wie ein Kissen gelegen hatte und sich nun knurrend erhob, als witterte er fremde Menschen. Ihr Gesicht war unter den Worten der Tochter noch verschlossener geworden. Fast erstarrt. Sie glich jetzt in Wahrheit einem Bild — der aus den geheimnisvollen Urgründen, wo die Rassen sich glücklich oder unglücklich kreuzen, hervorsteigenden, zu Schönheit und Verstand hochgezüchteten Amerikanerin.

Das Gespräch abbrechend sagte sie: „Warum hast du dir das Haar nun doch schneiden lassen?“

Florence warf die Beine übereinander, daß sie über das Knie hinaus sichtbar waren und zündete sich eine Zigarette an. Sie war schmal wie eine Florettlinge und kühl wie ihr weißes Kleid; ihre glänzenden braunen Augen zeigten nicht den Schatten eines Verlangens oder einer Sehnsucht.

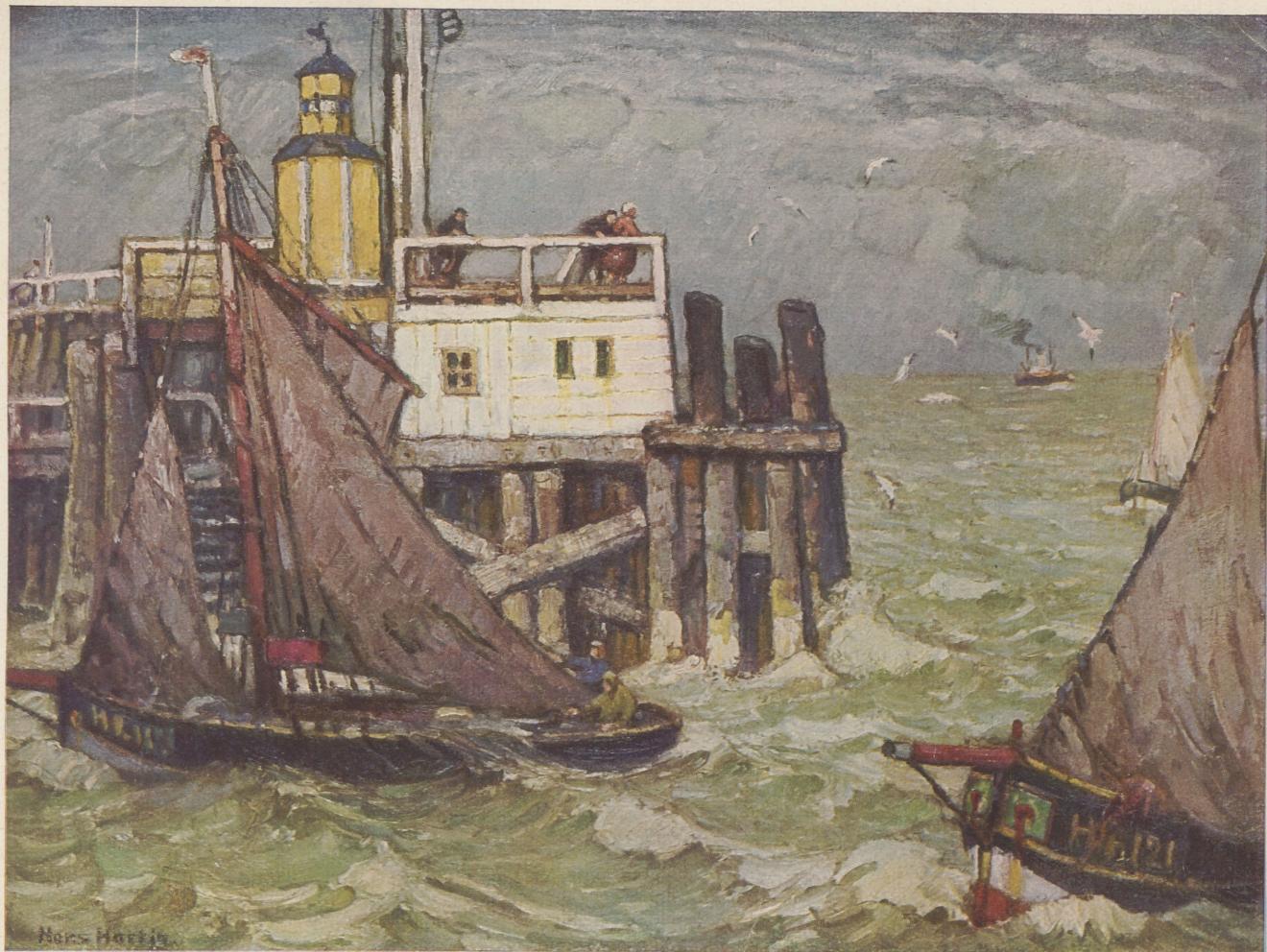
„Pamela, du wirst sehen, du schneidest sie dir auch noch ab. Gut nicht lange mehr wird es dauern und sie sind weg. Die Herzogin von Southumberland hat die ihren neulich abgeschnitten,“ und als wollte sie das Wort „Herzogin“ rechtfertigen, das in Pamela La Brouillère Perkins' stolzen Augen all sein Gewicht verlor, fügte sie hinzu: „Mary Heald, weißt du.“

Und unvermittelt: „Du mußt Estelle sagen, daß sie dich wieder zu stark parfümiert hat.“

Pamela Perkins hatte einen schwachen Geruchssinn. Da ihre Nerven aber die leichte und süße Erregtheit, die Duft hervorruft, nicht entbehren möchten, war sie immer stärker parfümiert, als es sonst das Prinzip der patrizischen Gedämpftheit ihrer Klasse verlangte. Natürlich war dies kein Parfüm, wie es der Fabrikant in stumpfsinnige Massenfläschchen zapft, sondern es war eine besonders gebräute Mischung, deren Rezept ihre Zofe besaß, während nur sie selbst wußte, wie und wo die Ingredienzen zu erhalten waren.

Pamela zog die Brauen hoch: „Das ist ärgerlich. Ich muß sie mir ordentlich ins Gebet nehmen. Aber was hast du denn da auf deinem Arm?“

Florence sah auf einen tiefbraunen Fleck auf ihrem Unterarm nieder: „Nichts Besonderes, eine Wette. Wir weteten, Frank und ich, wer eine brennende Zigarette länger aushalten könnte.“



Die „alte Liebe“ bei Cuxhaven. Gemälde von Hans Hartig.  
(Aus der Großen Berliner Kunstaustellung.)

„Hat es weh getan?“  
„Ich gewann.“

Florence hatte im Bryn Mawr College zweimal den ersten Jahrespreis davongetragen, der für das Charakter-Dreieck: Joyousneß, Fortitude, Faithfulneß — Fröhlichkeit, Festigkeit, Treue — verliehen wurde.

Sie stand auf und reckte die Arme. „Ich muß laufen.“ Flüchtig küßte sie der Mutter die Stirn.

Pamela Perkins stand auf; leichtfüßig wie ein Federball flog der Puma von ihrem Schoß zur Erde.

In diesem Augenblick meldete der Diener Mrs. Malone und Ursula.

Für Ursula wurde nichts daraus. Mrs. Perkins stellte ihr weiter keine Fragen, hatte sie nur mit einem Blick flüchtig gestreift. Sie hatte heute jene Zerstreutheit, die sie allen und allem planetenweit entrückte. Sie sei momentan versorgt. Sie danke.

Da Mrs. Malone zum Tee blieb, ging Ursula allein, vom Diener begleitet, durch den Garten zurück; sie fühlte dieselbe Erleichterung, von der sie immer gehoben wurde, wenn es ihr erspart geblieben, wieder Versprechen und Handschlag für treue Dienerschaft zu leisten.

Sie kam seitwärts einen anderen Weg zurück, als den sie gekommen. Als der Diener den Schlüssel in die Parkpforte steckte, zerfloss seine starre Bedientenmaske im breiten Lächeln eines Bauernjungengesichtes. Er sagte, sie möge verzeihen, aber er glaube an ihrer Sprache und an ihren Schuhen, an den runden Kappen ihrer Schuhe zu erkennen, daß sie auch eine Deutsche sei. Er sei aus dem Thüringer Wald; seit dem Kriege sei er hier, es gehe ihm sehr gut. Im Herbst würde er sich einen Bäckerladen kaufen — er sei Bäcker gewesen drüben, und eine Frau, eine deutsche Amerikanerin, hätte er auch schon. Dann deutete er auf einen Mann in einem Overall, der unweit im Grase kniete.

„Sie glauben, das ist ein Gärtner, aber fehlgeschossen. Nein, nein, das ist ein Detektiv. Wir haben immer vier auf Posten. Tag und Nacht.“

Plötzlich schlüpfte er zurück in seinen Drill und öffnete

die Tür. Vom Hause her war der Ruf einer Rohrdommel erklingen.

Gleich darauf kam Ursula außen am Parktor vorüber, das weit offen stand und in das eben ein schwarz blinkendes, geschlossenes Auto von der Straße her lenkte. Im Hintergrund des Wagens konnte Ursula noch den Schatten eines großen Mannes mit einem merkwürdig ledernen Gesicht und zwei gleichgültigen Augen bemerken. Das war Emmis Perkins, der Präsident der Mido Western Bank, Pamela's Gemahl.

Ursula war nachdenklich. „Nein,“ sagte sie sich, „diese Frau ist nicht glücklich. Reich, schön und nicht glücklich. Wie kommt das?“

Sie dachte an Berties Brief. Wenn diese glücklose Frau ihr etwas abgeben würde von ihrem Überfluß, wenn ... wenn ... Wie leicht war das Glück für sie selbst zu fassen. Wenn —

#### Im Lederstrumpfland.

Nun waren sie da. —

Wie schön konnte die Welt sein! Wie würzig rein, als wäre sie gerade aus den Händen Gottes entlassen! Wo lag Chicago — weit, weit fort. Hier war in Clear Lake Lodge ein Stück Himmel auf die Erde gefallen, damit ihre warme, farbentrunkene Liebesfreude sich mische mit seiner seligen Ruhe. Spiegelnder See, opalen in smaragden Armen, plaudernde Bählein mit springenden Forellen, fröhlich gepaddelte Kanus über morgennebel- und dampfstem Wasser, raschelnde Äste und weich sich unter die Füße schmiegender Moos, darüber das Pferd den Gast trägt, sicher hinter dem indianischen Führer, auf pfadlosem Weg in kaum je begangene Wildnis hinein; in die geheimnisvolle Stille unendlicher Wälder und Berge.

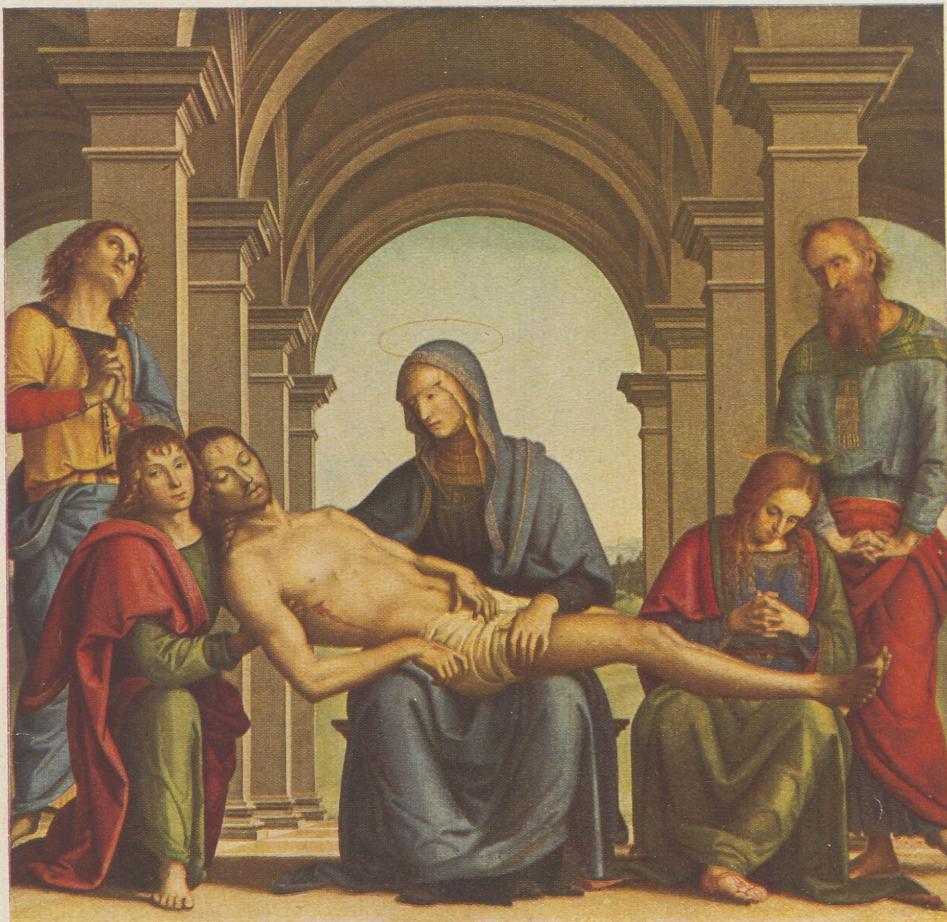
Clear Lake Lodge, Klar-See-Berghaus — wo die Higginsons Gäste eines Bettlers waren, widerhallte vom ungestümen Gang junger Füße. Zwei Jungen und vier Mädchen hatten die Verwandten. George und Tom durchjagten und durchritten die Tage mit ihrem Lehrer-Führer, selbst

erlegtes Wild brieten sie am Spieß überm flackernden Feuer; manchmal schloß sich ihnen ihr Vater und Mr. Higginson an oder andere Gäste der Lodge. Schmuglig, zerzaust und glückselig, mit strahlenden Augen kamen sie dann nach Haus, lieferten Wild und Fische in die Küche und lagen abends auf dem Bärenfell in der großen eichengetäfelten, geweihgeschmückten Halle vor dem Kaminfeuer. George und Tom waren sechzehn- und siebzehnjährig, und jeder hatte seine kurze Pfeife im Mund, sogar ihr Vater, der smarte Mr. Eastabrook aus Newyork, der jeden Tag sein parfümiertes Bad nahm, saß da mit Pech beschmierten Knickerbockers und einem rotkarierten Hemd, die Pfeife aus einer Ecke des Mundes hängend und Witze erzählend wie ein richtiger Lumberjack.

Die Lumberjacks, die Holzfäller, waren die eigentlichen Besitzer dieses Waldparadieses, wenn auch nicht ein Baumdarinnen ihnen gehörte. Man begegnete ihnen tief drinnen im Walde, an Stellen, die oft tagelang von einer Straße ent-

und die Haare verbargen sie hinter einem Lederhut. Sie standen den Gefährten nicht nach an Ausdauer, Mut und Witz. Aber am Abend kamen sie aus ihren Zimmern in leuchtenden Sylphidengewändern, nackt den Rücken und die Schultern, in die ihre Arme fest und schlank gebogen eingefügt waren, die Pagenfrisuren in glitzernden Wellen um sanfte Köpfchen, die Gestalten wie Weiden, die schwachwillenlos in den führenden Armen ihres Tänzers liegen. Alle schön und vielleicht keine schön. Jede selbstsichere Amazonen des Tages, jetzt hauchzarte, pfirsichwangene Körperlichkeit, dabei kristallenkühl, als seien sie eben aus den Wassern des Bergsees gestiegen. Ihre Stimmen und ihr Lachen wie tränendes Glas; wie gläserne Kugeln, die sich aneinander reiben — hart und ein wenig heiser.

Ursulas Kopf fiel auf das Buch vor ihr, mit dem sie die Gedanken erdrosseln wollte, die mädchenhaft-sehnfützig vor der Tür dieser Tanz- und Flirtfreude standen. Wenn sie



Pietà mit Heiligen. Gemälde von Perugino. Florenz, Akademie.  
(Aus der vor kurzem in zweiter Auflage erschienenen Monographie „Perugino“ von Prof. Dr. Fritz Knapp, Verlag von Belhagen & Kläffing, Bielefeld und Leipzig.)

fernt waren. Da fand sich dann immer leicht ein Gespräch. George und Tom und Mr. Eastabrook hatten heute mit vieren von ihnen auf einer prachtvollen Lichtung zu Mittag gegessen, sie hatten Brot für herrlichen Speck eingetauscht und den Geschichten von Tieren und Bäumen gelauscht. Zum Schluß hatte sich herausgestellt, daß der eine, der jüngste von ihnen, hinter dessen luft- und wettergebeizter Haut ein richtiges Bleichgesicht steckte, ein Student war, der so den Sommer verbrachte, um sich Geld für den Winter zu sparen. Mr. Eastabrook lud ihn in die Lodge ein für den Sonntag, und er kam mit glattgescheitelten Haaren und glattgescheitelten Manieren und tanzte mit der nussbraunen Opal, der achtzehnjährigen Ältesten des Hausherrn, Shimmy und Charleston, so tief in die hellen Augen, so tief, daß er oft an einem Wochentag nachher, auf Schlaf verzichtend, den zweimal dreistündigen Ritt von seinem Lager zur Lodge und zurück machte und es ihm der erste Manneschmerz seines Lebens wurde, als Opal Gäste bekam, junge Herren und junge Mädchen, die ritten und tollten und abends tanzten und flirteten.

Ursula hörte die Musik und das Lachen gedämpft bis in ihr Zimmerchen. Ach, diese glücklichen Mädchen! — —

Männliche Farben und Knickerbockers trugen sie am Tag,

nur ein Kleid hätte — sie würde sich einfach unter sie mischen — und die jungen Leute, die sie tagsüber nicht bemerkten, an ihrer Uniform vorübersehen, als wäre sie Luft, würden sie zum Tanz in die Arme nehmen.

Auch von drüben, vom andern Ufer her, strahlte bunter Lichterglanz über den See; das war das Wahkonsa Hotel, dessen zehn Stock hoher Holzbau am Tag von Clear Lake Lodge aus im Rahmen von Grün und Braun kaum unterscheidbar war. Dort war dieselbe Fröhlichkeit, dasselbe Tanzen und Flirten. Ringsum dieselben edlen, nachtschwarzen Silhouetten schweigender Riesentannen, dieselben silbrig vom Sternenhimmel gesäumten dunklen Leiber der Berge, die mit einer merkwürdigen, still in sich selbst ruhender Jungfräulichkeit weitausgreifender, langgestreckter dalagen, als Ursula sie in der Heimat gesehen.

Hier im Lederstrumpfwald begann Ursula, die aus dem kraftstrotzenden Chicago kam, das heut Schönheit zwingen wollte, wie es gestern Reichtum geschaffen, Amerika und die Amerikaner zu begreifen. Dunkel und verwischt nur stieg ihr eine Ahnung auf davon, wie ungeheuerlich diese Riesenräume, diese Riesenstille, die sie zu bezwingen hatten, die Energie der Menschen und ihre Phantasie beeinflußt haben mußte. Ursula

dachte an die Stadt, die sie kannte, an die Menschen, die eigentlich keine Stadtmenschen waren, sondern wie barbarische Krieger einer neuen Zeit in den von ihnen geschaffenen Wolkengräbern saßen. In solche Wälder hinein hatten sie ihre ersten Heimstätten gebaut, mit ihnen blieben sie noch verwachsen; aus solchen Stämmen hatten sie ihre Häuser gebaut, die „American homes“, die in Millionen über den Kontinent gestreut sind, überall in Städten und Städtchen, in Bäume hineingebettet. Wie sagte doch Mrs. Malone, als sie mit ihr nach Old Oaks hinausfuhr? „Wir lieben die Bäume leidenschaftlich.“

Das fröhliche Trio der Higginson-Mädchen hatte sich zum lautesten Sextett ergänzt, das Clear Lake je gesehen, denn die Eastabrook-Mädchen hatten schon sehnfützig auf Mi und Li gewartet, weil sie wußten, daß unter ihrer Führerschaft viel tollere Dinge getrieben werden konnten. Sie hießen Ruby, Beryll und Pearl; Rubin, Beryll und Perle, denn es war Sitte in der Eastabrook-Familie, die Mädchen mit Namen von Juwelen zu benennen.

Madame Daumier, der Eastabrooks ältliche französische Gouvernante, hatte Mi und Li mit anderen Gefühlen entgegengesehen. Sie sagte erstaunt zu Ursula: „Den vierten Monat sind Sie schon bei diesen Gamines, diesen ungebärdigen Gnomen? Keine hat es länger als einen Monat ausgehalten.“

Einen Tag lang folgten die Zwillinge Ursula wie die Schößhündchen, hoben ihr die zu Boden gefallene Kappe auf, wußten auf einmal, was Respekt war. Warum: Sie sahen sie reiten. Und wie reiten! Ursula hatte ihren Nurkettel ablegen und Knickerbockers anziehen dürfen. Als sie auf dem Pferd saß und an ihren Beinen die bebenden Flanken spürte, die auf den Druck ihres Befehls warteten, legte sie sich in die Zügel.

Das Tier flog über den Plan dahin, den See entlang. Jubelnd hinter ihm her die sechs Mädchen, die Madame Daumier nicht halten konnte.

Für diesen Tag war Ursulas Ansehen fest gemauert.

Zur Unterstützung Ursulas im Reitunterricht kam wöchentlich dreimal ein Reitlehrer aus der ein paar Dutzend Köpfen zählenden Garde der Führer im Wakhonsa Hotel. Als ein richtiger Indianer war Awa Kabotie den Mädchen versprochen worden, aber er enttäuschte ihre prickelnde, abenteuerlustige Erwartung gründlich; er hatte weder Federjuchmuck, noch langes Haar, kein Bisonfell um den Körper; nicht einmal bunte Mocassins. Für sein prachtvolles römisches Profil hatten sie noch kein Verständnis.

„Du bist ja gar kein Indianer,“ sagte Eloise. „Glaubst du, ich fürcht' mich vor dir? Du imponierst mir gar nicht. Ich weiß ganz gut, wie Indianer ausschauen.“

Awa sah aus seiner zwei Meter-Höhe lächelnd auf sie herab.

Awa war schön. Vielleicht hätte auch Ursula in ihm kaum den Indianer erkannt, wenn er ihr anderswo im Stadtgewande begegnet wäre. Hier trug er die Knickerbockers und das Lumberjackhemd, als wäre er hineingeboren. Aber es war schade.

Sein bronzer Körperteil war schmalhüftig, breitschultrig, biegsm und schlank; das phantastische Gewand der Urwäter müßte gut dazu stehen. Sein glänzend schwarzes Haar war kurz geschnitten und an der Seite gescheitelt wie das eines Harvard-Fußball-Studenten; der Kopf, immer einen Gedanken weit zurückgelegt, als sei der Blick gewohnt, adlergleich weithin über die Wälder zu schweifen, um den Feind zu erkennen.

Er sprach Englisch korrekt, aber steif wie ein Fremder und mit französischem Akzent, denn er kam aus einem Teile Kanadas, wo fast nur französisch gesprochen wird. In seinem Verkehr mit den Kindern und den beiden Erzieherinnen besaß er nicht die harmlos anbiedernde Gemütlichkeit eines Amerikaners in gleicher Stellung. Er schwieg viel und schien, obwohl er keine Kleinigkeit seiner Pflichten versäumte, immer weit weg zu sein.

„Er ist gefangen wie ich,“ dachte Ursula.

Mme. Daumier aber war Hals über Kopf in ihn verliebt.

Wenn sie von ihm sprach, schloß sie die Augen: „Der letzte eines großen sterbenden Geschlechts. Was wißt ihr drüber von den Indianern?“ Mme. Daumier war als Kanadierin in der beneidenswerten Lage, jeweils immer auf Kosten der einen auf die andere Seite herabzusehen. „Man hat euch erzählt, es seien kindliche Wilde, und ihr glaubt es. Manche sind es ja auch. Aber es gab mehr und verschiedenere

Stämme unter den Indianern, als es Völker in Europa gibt; darunter solche, die Reste einer hochbegabten, uralten Bevölkerung sind. Und sehen Sie, aus solchem Stamm kommt Awa. Haben Sie bemerkt, wie edel er ist? Ein Königsohn ist er. Ich wette mit Ihnen.“

Ursula lachte sie aus: „Ein Poseur ist er. Er tut nichts anderes, als sein gutes Aussehen geschäftlich ausbeuten, und Sie fallen auf ihn herein, wie die reichen Amerikanerinnen, die Sie so verachten. Sehen Sie denn nicht, wie er durch den Schein von Romantik, den er die Leute um sich weben läßt, den Marktwert seiner Führerdienste drüber im Hotel erhöht? Maizie, wissen Sie, die kleine Kellnerin, die eigentlich eine brave Volksschullehrerin aus Ägypten im Staate Indiana ist, hat mir neulich erzählt, wie die Amerikanerinnen sich um ihn reißen; wie er jeden Tag förmlich ausgelöst wird.“

Die Daumier stöhnte, ins Herz getroffen: „Maizie ist eine Zynikerin und Sie auch. Hat sie Ihnen denn nicht erzählt, daß ihm niemand etwas nachsagen kann? Daz er deutlich und wiederholte Angebote zu näherer Bekanntschaft immer ungenutzt, ja ungehört zu Boden fallen läßt? Oh, mon cheri, mon pauvre cheri. Wissen Sie, daß er ein College-Man, ein Student ist?“

„So.“

„Fragen Sie ihn nur. Prüfen Sie ihn nur.“

Aber Ursula hatte nicht notwendig zu fragen. Mi fand ein Buch auf dem Reitplatz, ein kleines abgegriffenes billiges Büchlein. Die Oden des Horaz in der Ursprache mit einem englischen Kommentar. Es stellte sich heraus, daß es Awa gehörte.

Er erröte, als er der kleinen Finderin dankte.

Am nächsten Tag traf ihn Ursula bei einem ihrer frühen Morgenspaziergänge, auf denen sie mit der Sonne durch die betauten Wiesen wettließ. Eine Stunde, die sie dem Schlaf abknauerte, damit die eine wenigstens von allen vierundzwanzig des Tages ganz ihr gehöre. Awa war offenbar früher als sie draußen gewesen, denn sein Pferd war schweißüberhäuft, als hätte es einen schnellen und langen Ritt hinter sich.

Er kniete mit einem Fuß am Boden und richtete etwas am Huf des Tieres. Er wünschte Ursula einen guten Morgen und sagte: „Hiawatha hat sich neulich in einer Fuchsfaule verletzt und obwohl ich Kräuter aufgelegt habe, ist es noch nicht in Ordnung.“

Ursula war stehengeblieben und beugte sich nieder, um sich die Wunde, die schon im Verheilen war, anzusehen. Dabei kam sie nahe an ihn heran.

„Oh,“ sagte sie, indem sie einen langen Atemzug tat, „was haben Sie für ein wunderbares Parfüm; ein ganz raffiniertes, entzückendes Parfüm. Ja, und es kommt mir sogar bekannt vor, woher kenne ich es doch?“ Nachdenklich legte sie die Hände über die Augen, den Duft noch einmal auskostend, und sagte dann wie zu sich selbst: „Jetzt weiß ich es: Es ist Mrs. Pamela Perkins' Parfüm.“

Harmlose Worte; nichts war mit ihnen gemeint, als eine flüchtige Erinnerung, aber sie zerrissen Awas Gesicht. Als sie ihn ansah, taumelte sie zurück, als hätte sie einen Faustschlag bekommen.

Wut, Zorn loderte über seine Züge, stieg herauf aus Tiefen voll heißer Leidenschaft, die er sonst mit edlem Gleichmaß verhüllte.

Ursula lief nicht davon; sie wußte, er hätte sie in einem Augenblick eingeholt, und sie wollte mit ihrer Flucht nicht erst den Gedanken der Verfolgung in ihm entstehen lassen.

Während sie ihn nicht aus den Augen ließ, hatte er sich abgewendet, sich auf sein Pferd geschwungen, ihm die Sporen in die Weichen gepräßt. Die Erregung war auf seinem Gesicht so plötzlich wie sie gekommen, auch wieder verschwunden. Seine Züge waren nun wie aus gemeißeltem Stein. Ohne sie noch einmal angesehen zu haben, galoppierte er davon.

Ursula war zu jung, als daß sie den Schrecken nicht bald über dem Gedanken vergessen hätte: „Also er hat eine Liebe, der schöne Wilde.“

Und Pamela Perkins ist es.“

Die Amerikanerin stand vor ihr, wie sie sie während der wenigen Minuten der Vorstellung in Old Oaks gesehen hatte. Hatte nicht Mrs. Malone damals gesagt, Pamela fahre nach Kanada und brauche eine verschwiegene, verläßliche Person? Also dafür verschwiegen, dafür verläßlich — Der Ring war geschlossen.

„Wo? Wo?“ dachte Ursula mit rechter Weibsneugierde, „wo treffen sie sich?“

Bei Tisch sprach man von der Perkinsfamilie. Von Mrs. Perkins und ihrer kleinen Tochter, die hier auf ihrer Lodge wohnten, etwa drei Stunden höher hinauf ins Ge-  
birge, in völliger Einsamkeit.

Bon Awa kein Wort.

Abends, allein in ihrem Zimmer, die Tür nur angelehnt zum Schlafraum der Kinder, sah Ursula wieder das wutheizte Gesicht des Indianers. Sie zog die Bettdecke über den Kopf, um sich vor diesem Gesicht zu schützen. Da verschwand es, und sie schlief ein.

Aber mitten in der Nacht fand sie sich selbst plötzlich im Bett aufgerichtet sitzen; jemand hatte einen furchtbaren Angstschrei ausgestoßen. Erst als Mme. Daumier fragend vor ihr stand, wurde ihr klar, daß sie selbst es gewesen, die geschrien hatte.

Sie zeigte zum Fenster: „Dort war er! Er wollte zum Fenster herein, um mich zu ermorden.“

„Wer? von wem reden Sie denn?“ fragte Mme. Daumier, sich gegen die Tür zurückziehend. Ursula stand auf und schloß das Fenster; ins Zimmer zurücktaumelnd, griff sie sich an den Kopf: „Verzeihen Sie, ich glaube, ich hatte einen bösen Traum.“

Sie wußte wirklich nicht: war es Traum oder Wirklichkeit? War es Awas häßerfülltes Gesicht gewesen, dort an ihrem Fenster, Awas bronzenen Hände, die am Gesimse emporturnten? Es war wohl die Angst des gestrigen Tages, die sie in den Traum hinein verfolgt hatte.

Aber sie scheute sich doch, Awa am nächsten Morgen unter die Augen zu treten. Sie meldete sich frank, und ließ die Daumier allein mit den Mädchen zur Reittunde gehen. Und abends fragte sie Mr. Higginson, was er davon halte. Ob es möglich wäre —, sie mußte ihm natürlich auch ihre Begegnung mit Pamela Perkins damals in Chicago erzählen.

Mr. Higginson war die Sache sichtlich unangenehm. Awa traute er keine böse Absicht zu. „Diese Indianer sind harmlose Menschen,“ sagte er, „aber mir ist die Sache — jedenfalls, bitte, sagen Sie keinem Menschen davon, auch nicht Frau Higginson.“

Er redete zwei Tage lang nicht mehr davon, während Ursula Awa vermißt. Dann berief er sie zu einer Rück-

sprache, sagte viel von der Verantwortung, die er der Mutter der Kinder gegenüber nicht übernehmen könne, da man ja doch nicht wisse, was der Indianer im Silde führe und sie mit den Kindern soviel allein im Walde sei. Das was die Sache für ihn brenzlig machte, verschwieg er.

Er hatte keinen Zweifel an der Richtigkeit des Verdachtes; daher war es ihm unangenehm zu wissen, daß die Gouvernante seiner Kinder in irgendeiner Weise mit dieser Angelegenheit, von der man nicht wissen konnte, wohin sie noch führen würde, zu tun hatte. Er sagte Ursula ganz aufrichtig, daß er es unter diesen Umständen wohl für das Beste halte, wenn sie auf ihre Stellung verzichte. Es täte ihm leid und er wollte sie auch nicht glatt vor die Türe setzen; wenn er Mme. Higginson recht verstanden habe, so seien da noch vierzig Dollar von dem Vorschuß, die sie noch nicht bezahlt habe. Er erließe ihr diese und zahlte ihr außerdem das Gehalt für die zwei nächsten Wochen. Auch habe er einem Freund in Missouri Falls, einem Advokaten, telegraphiert, der eine Sekretärin für einfache Arbeiten suche. Wenn sie wolle, könne sie ihre Arbeit dort gleich beginnen. Jedenfalls habe er veranlaßt, daß man ihr unten beim Beamten an der Bahn eine Fahrkarte entweder nach Missouri Falls oder nach Chicago auf seine Rechnung ausfolge. — Sie hatten abgemacht, daß Ursula auf alle Fragen die Auskunft geben sollte, sie hätte aus privaten Gründen selbst gekündigt. Zum Abschied schüttelte ihr Mr. Higginson fest die Hand und sagte: „I am very sorry, indeed“ — „Es tut mir sehr leid.“

So kam es, daß Ursula am dampfend-frühen Morgen vom Auto abgeholt und allein durch die tauige Waldwelt hinunter zur Bahnhofstation gefahren wurde.

Sie war frei! Mi, Li und Eloise lagen hinter ihr! Zwei Tage, die zwei Tage der Fahrt, gehörte sie sich allein. Hatte niemand zu dienen, und niemand durfte sie beanspruchen. Sie genoß diese Fahrt der Freiheit, als wäre sie ihr Unterpfand für bessere Zeiten und nicht nur ein Steg, der von den überwundenen Leiden einer Station zu den Schwierigkeiten der nächsten führt. Sie freute sich der achtzig Kilometer-Geschwindigkeit, mit der sie in einem Waggon der Canadian Pacific Bahn westwärts fuhr, hinein in ihre schwankende Zukunft.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

## Schloßpark im Herbst. Von Karl von Berlepsch.

Die Gärtnere, die verblißte Beete räumen,  
Gehn zaubernd, wie von einer Last gebüfft.  
Das hohe Schloß, von Wolken fast entrückt,  
Scheint in Vergangenheit sich fortzuträumen.

Nun schweigt das frohe Rauschen der Fontänen,  
Die weißen Liebestempel stehn verwaist,  
Der blaße Nebel, der den See umkreist,  
Verträpfelt schmerzlich seine kalten Tränen.

Und ob die Bäume schweren Purpur tragen,  
Sie schau'n im Spiegel, wie ihr Bild verhaucht,  
Einsam ein Schwänepaar ins Dunkel taucht,  
Und leise wundert's dich, daß sie nicht klagen. —

Doch eh' die weiten Wälder schlafend frieren,  
Ringt's einmal noch aus Glück und Not sich frei.  
Erschütternd wild, ein wunder, weher Schrei:  
Der Ruf des Rothirschs in den Nachrevieren. —

## Farbige Kaffeeservietten des Rokoko. Von Dr. Schellenberg.

Wenn auch seit Jakob von Falbes „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes“ durch eingehende Spezial- und Lokalforschungen unsere Kenntnis um das deutsche Kunsthantwerk auf einer ganz anderen Grundlage steht als vor einem Menschenalter, so gibt es dennoch nicht nur zahlreiche, sondern auch noch große Lücken. Immer wieder stößen die Forscher auf Neuland und so bilden auch die Damastdecken, die wir zu den reizvollsten Erzeugnissen des Rokoko zählen dürfen und in denen sich ein Stück schönster Volkskunst verkörpern, eine der jüngsten Entdeckungen. Zwar gab schon vor 35 Jahren das Dresdener Kunstgewerbemuseum ein Tafelwerk: „Leinen-damastmuster des 17. und 18. Jahrhunderts“ heraus, aber eingehendere Forschungen schlossen sich nicht daran. Erst die Ausstellung in Breslau „Schlesische Leinen, Spitzen und Trachten“ (1926) zeigte durch Leihgaben aus Museums- und Privatbesitz über 40 dieser schönen Decken und wies der Forschung die richtigen Wege.

Die Damastweberei kam von Holland nach Deutschland. Im 16. Jahrhundert hören wir von einem Leinenweber, „der die arth uf damaschen zu wirken erstlich gegen Dresden

brachte“. Hundert Jahre später siedeln Damastweber im schlesischen Hennersdorf, im Grüßausischen, von denen dann diese Kunst nach Zittau gebracht wurde und eine der reichsten sächsischen Textilindustrien begründete. Nach der Eroberung Schlesiens war es ein Lieblingsgedanke Friedrichs II., die Damastweberei wieder in seiner neuen Provinz heimisch zu machen und die sächsische Manufaktur dadurch lahm zu legen. Durch Versprechungen und Drohungen gelang es dem König im zweiten schlesischen Kriege, unzufriedene sächsische Damastweber zur Auswanderung nach dem Riesengebirge zu bewegen. Mehrere Schübe folgten nach, und bald siedeln sächsische Damastweber in Greiffenberg, Hirschberg, Schmiedeberg, Tießhartmannsdorf, Grüßau, Liebenthal, Landeshut, Seidorf und an anderen Orten. Friedrichs Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht. Trotz Öffnung der Grenzen seiner Erblande für die Damasteinfuhr aus Schlesien blieb dieses im wesentlichen auf den eigenen Konsum angewiesen, so daß infolge der Überproduktion des Königs schlesische Wirtschaftspolitik auch in diesem Punkte ein völliges Fiasko erlebte. Dies hinderte jedoch nicht, daß ausgezeichnete Mustermaler



Lilarosa Hochzeitsdecke um 1770. (Schlesisch oder sächsisch.)  
Besther: Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau.

in Verbindung mit tüchtigen Fabrikanten künstlerisch hochstehende Seidendamastdecken, die sogenannten „Coffeervietten“, auch in Schlesien verfertigten. Wenn auch das Vorbild durch sächsische Arbeiten gegeben war, so schuf sich Schlesien in den sogenannten Friedens- oder Bivatdecken doch eine eigene Spezialität, die bald oder später auch in Sachsen, Österreich und Polen Nachahmung fand. Die erste dieser Art scheint eine um 1745 in Greiffenberg gewebte Bivatdecke auf den Dresdener Frieden, die Maria Theresa zwischen Friedrich II. und dem sächsischen Kurfürsten zeigt, zu sein. Durch Überläufer aus Sachsen und Schlesien entstanden auch in Böhmen Manufakturen, und zwar in Warnsdorf, Bodenstein, Rumburg, Birkstein, Georgswalde und anderen Orten.

Die Bildmotive im Spiegel dieser Kaffeedekken weisen eine große Mannigfaltigkeit auf, besonders beliebt sind Blumenformmotive, Allegorien, Jagdszenen, Chinoiserien, Städtebilder u. a. Kante und Ecktüllungen zeigen oft Laub-

und Bandelwerk, Pflanzenmotive, Kriegs- und Sieges-trophäen, Allegorien u. ä. und stehen in mehr oder wenigerlosem thematischem Zusammenhang zum Bildmotiv des Spiegels. Gern variiert man Thema und Bildwirkung dadurch, daß man Kante und Ecktüllungen aus anderen Decken übernimmt, so gibt es von der Decke mit der Hirschberger Ansicht mindestens drei verschiedene Kantenlösungen. Es kommt sogar vor, daß eine einzige Decke durch Übernahme des Spiegels, der Breitkante, der Hochkante und der Ecktüllung aus einzelnen Teilen von vier voneinander gänzlich verschiedenen Kaffeedekken zusammengesetzt ist. Die Zeichnung entsteht durch die ausgesparte, von dem durch rein- oder halbseidenen farbigen Schuß gebildeten Grund sich weiß oder grau abhebende Leinenkette. Die beliebteste Farbe ist ein Rot in den verschiedensten Schattierungen von Lilarosa zur Lachsfarbe, daneben finden sich neben den ganz weißen Damastdecken auch blaue, grüne, braune, gelbe und goldfarbene.



Rot Seidendamastdecke um 1765. (Werkstatt Karl Heinr. Ulbrich in Schmiedeberg.)  
Besitzer: Riesengebirgsmuseum, Hirschberg i. R.

Da es fast kaum signierte Seidendamastdecken gibt, stößt heute, wo die sächsische, böhmische und polnische Damastweberei noch ihres wissenschaftlichen Bearbeiters harri, eine Zuteilung an ein bestimmtes Land noch oft auf große Schwierigkeiten, sind doch selbst ganz gleiche Decken vereinzelt so wohl in Schlesien wie auch in Sachsen gewebt worden.

Die Seidendamasthandweberei mußte im 19. Jahrhundert der Einführung des Jacquardstuhles weichen. Mit der fort schreitenden Mechanisierung ging der künstlerische Verfall Hand in Hand. Heute ist diese schöne Kunst tot. Ihre eigentliche Blüte fällt in die Regierungszeit Friedrichs des Großen. Die schönsten Erzeugnisse weist neben Sachsen Schlesien auf.

## Die Geschichte vom alten Clown Tobby. Von Kurt Müno.

Der Clown Tobby, einst Liebling der Großstädte, hatte, als er in die Jahre kam und fühlte, daß es an der Zeit sei, seinem unruhigen und aufreibenden Leben Valet zu sagen, seine Ersparnisse dazu benutzt, sich in ruhiger und anmutiger Gegend an einem See ein Häuschen zu erheben, so recht nach seinem Sinn, den Rest seines Lebens in Frieden und Behaglichkeit zu verbringen. Er hatte, meinte er, diese Ruhe verdient, vierzig Jahre im Staub der Manege oder auf den Brettern der Varietés setzen sich in die Knochen, doch er war mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch nicht müde genug, um das Süße einer wohlverdienten Ruhe nicht genießen zu können.

Er wußte, daß es für ihn höchste Zeit gewesen war, seinen Platz, den er mit Ehre und Ruhm behauptet hatte, Jüngeren zu überlassen. Er wußte auch, daß dieser Abschied ein endgültiger gewesen war. Als zum ersten Male diese Erkenntnis über ihn gekommen war — es war vor dem Spiegel beim Abschminken gewesen — da hatte es ihm einen Riß von oben bis unten gegeben, als er die Mattigkeit der Augen und das nervöse Zucken um den Mund entdeckte, hatte er geglaubt, diesen Entschluß nicht ausführen zu können, so

hart war es ihn angekommen, doch er war ein Mensch, der sich sein Lebtage in Zucht gehabt hatte, und so biß er die Zähne zusammen und packte Clownshabit und Hüttchen in einen großen Koffer, den er in einem Winkel verstauten.

Im ersten Jahre seines freiwilligen Exils war er einmal in die nahe Hauptstadt gefahren, wo ein Zirkus mit weltberühmtem Namen, dessen Stern auch er einmal gewesen war, gastierte. Unbekannt von seinen ehemaligen Kollegen hatte er in einer Loge gesessen, doch schon nach einer halben Stunde, da hatte es ihn wieder hinausgetrieben, Tränen auf den Backen und Sehnsucht im Herzen nach dem schmerzensreichen, entbehrungsvollen Leben unter der gewölbten Zirkuskuppel, und er — verständiger Mann der er war — hatte es sich geschworen, nie wieder einen Zirkus zu betreten. Es war ja für ihn vorbei.

Und Tobby, an dessen Haustür nun sein schlicht-bürgerlicher Name Tobias Menzinger in Messing prangte, war seinem Schwur treu geblieben, widmete den größten Teil seines Tages einer geliebten Kakteenzucht, ruderte auf dem nahen See und machte Entdeckungsfahrten quer durch den

Wald. Und es würde wohl alles gut gehen, dachte er, bis an sein Lebensende, und sein Körper, geschwächt durch jahrtelangen Manegestaub, würde wieder frisch und elastisch. Manchmal, vielleicht abends, wenn es zu dämmern begann, oder in der Nacht, wenn er plötzlich einmal aufwachte, dachte er noch an seine Triumphe in der Manege, wo Tausende ihm und seinen Künsten zugejubelt hatten, ihm, dem Liebling Europas; aber in solchen Augenblicken nannte er sich einen Schwächling und dachte dann systematisch an etwas anderes, löste eine mathematische Aufgabe im Kopf oder rezitierte in Gedanken ein Gedicht aus der Schulzeit. Ja, so war er, der Tobias Menzinger.

Aber an jeden Menschen tritt einmal das Schicksal heran, an Tobby in Gestalt eines kleinen Wanderzirkus, der eines Tages in dieses kleine Landstädtchen kam, mit kleinem, rasch auf einem Rasenplatz aufgeschlagenem Zelt, mit wenig Wagen und fünf Pferden, eine Angelegenheit also, die Tobby früher wohl stolz übersehen hätte. Am Eröffnungstage fand in den holprigen Straßen ein Umzug statt mit bunten Gewändern, Flitterkram und Trompetenstößen. Tobby begegnete ihm zufällig, als er vom Segeln zurückkam.

Er wußte, so klein und erbärmlich dieser Wanderzirkus sein möchte, wie sehr der Atem seines früheren Lebens ihm aus diesem jämmerlichen Zelt entgegen schlagen würde, und seiner Ruhe zuliebe nahm er sich fest vor, die Nähe des Festplatzes zu meiden. Doch, wie es in solch kleinen Städten ist, der Zirkus war Mittelpunkt und Ereignis des Tages, und es war nicht zu umgehen, daran erinnert zu werden. Öfters ertappte er sich dabei, wie seine Gedanken zu ihm abirrten, die Neugierde hatte ihn gepackt. Am Abend endlich, als er von seinem Spaziergang zurückkam und in sein einsames und dunkles Zimmer trat — durch das offene Fenster drang verschwommen Lärm und Musik vom Zirkus herüber — da überwältigte ihn sein Gefühl und er mußte hinüber.

Vor dem Zelt trieb ein Clown seine schlechten Späße. „Ein jämmerlicher Stümper“, dachte Tobby, und das Herz zerriss ihm, als er an seine vergangenen Erfolge im ungewissen Lichte der Manege dachte. Vorbei! — pfiff er durch seine Zähne und schlenderte weiter, durch die müßigen Gaffer, die durch einen Riß des Zeltes etwas von den Herrlichkeiten drinnen zu erhaschen suchten. Gedämpft klang die Musik einer kleinen und herzlich schlechten Kapelle heraus, unterbrochen von Lachsalven und dem plätschernden Geräusch des Beifalls. Tobby ging nach Hause und war — das soll nicht verschwiegen werden — mißgestimmt über etwas, über das er sich selbst nicht Rechenschaft ablegen konnte.

Zu Hause fand er keine Ruhe. Er trieb sich unruhig in seiner Wohnung umher. Nahm dieses und jenes zur Hand, begann in einem Buch zu lesen und legte es beiseite. Ging dann — ganz in Gedanken — an eine alte Truhe, in der die Überreste seiner Glanzzeit verborgen lagen: Kostüme, Bälle,

Zauberkästen. Seine Hände zitterten, als sie die alten Herrlichkeiten betasteten. Er konnte es sich nicht versagen: er legte ein buntes Gewand an, schminkte sich, legte dick Puder auf — eine herrliche Clownsmaske. Mit dem Kostüm war es wie ein Rausch über ihn gekommen, er war nicht mehr der alte Tobby, der seine schönsten Jahre hinter sich hatte, er war jung, er besaß das Leben. Seine Lippen summten ein übermüdiges Lied. So trollte er, ohne sich zu überlegen, was er tat, zum Festplatz.

Der Clown am Zirkuseingang war sehr erstaunt, plötzlich einen Nebenbuhler vor sich zu sehen. Er witterte Gefahr und wehrte ihm den Eintritt. Doch über Tobby waren mit seinem Gewand ungeahnte Kräfte gekommen, er stieß den anderen zur Seite und betrat die Manege. Die Schritte auf dem geliebten Boden durchströmten ihn mit einem Glücksgefühl. Hier war sein Reich, hier herrschte er. Der Herr Direktor, der gerade hohe Schule ritt, hielt erstaunt sein Pferd an. Vom Eingang her kam der andere Clown herangetobt. Tobby ließ sich nicht stören und entfaltete noch einmal alle Künste seiner früheren Jahre, alle Späße und Scherze und Kunstfertigkeiten, mit denen er sich schon einmal Tausende von Herzen gewonnen hatte. Der Herr Direktor staunte über den fremden Gast. Das Publikum tobte vor Vergnügen.

Der andere Clown, wütend über des Konkurrenten große Erfolge, suchte Tobby aus der Manege zu treiben, und es entspann sich zwischen den beiden ein für das Publikum heiteres und abwechslungsreiches Spiel, in dem Tobby geschickt den Angriffen des wütenden Gegners auswich und ihn zum Narren hielt. Das Publikum, das glaubte, es handele sich um ein abgekariertes Spiel, raste vor Vergnügen. Der Herr Direktor rieb sich schmunzelnd die Hände, eine solche hervorragende Nummer hatte sein Zirkus seit langem nicht gesehen. Schließlich riß dem anderen Clown, des fruchtlosen Umhertollens müde, die Geduld, und ehe der Herr Direktor, der dieses Spiel gern noch eine Zeitlang angelehnt hätte, es verhindern konnte, griff er nach einer Stange und warf sie Tobby zwischen die Beine. Tobby stürzte hin.

Da überkam ihn mit einem Male die Erkenntnis der grenzenlosen Nichtigkeit seines Tuns. Er erhob sich mühsam, klopfte sich die Sägespäne vom Kostüm und verschwand, ehe der Zirkusdirektor, der diese erstklassige Kraft für sein Unternehmen gewinnen wollte, ihn zurückhalten konnte. Doch die Aufregungen der letzten Stunden mochten ihn zu sehr angestrengt haben; als er das Zelt verlassen hatte, schwanden ihm die Sinne und er fiel auf der Straße nieder. Man erkannte ihn und brachte ihn nach Hause. Als er in seinem Bett lag, wieder der Tobias Menzinger — der Tobby lag irgendwo zerknüllt in der Ecke —, flüsterten seine fiebrigten Lippen, dieweil seine Hände nervös und aufgeregt über die Bettdecke strichen: „Es war doch schön — —“

## Die Frau und die Technik.

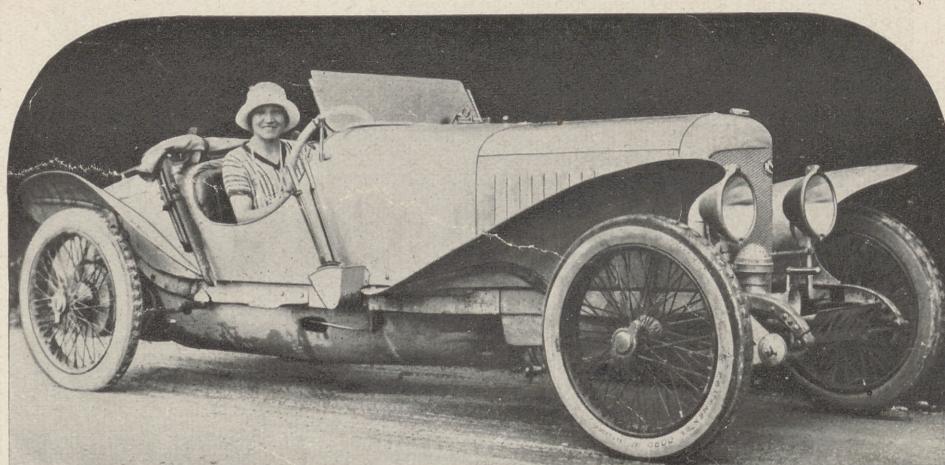
Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen des Presse-Photo.

Wie lange ist es her, seit der Begriff des Technischen, des Technikers schlechthin geschaffen ward? Ein Jahrhundert. Die Maschine trat ihren Siegeszug um den Erdball an — durch den Mann, für den Mann, der sich zu ihrem, wenn auch nur bedingten Herrn aufschwang.

Der Frau erlaubte man zunächst nichts anderes zu sein als: Sklavin der Maschine. Sie lernte, ihr zu dienen mit mechanischem Griff, sie teilte in Fabriken und Werkstät-

## Von Thea von Puttkamer.

Frau Widenhäuser, die erfolgreiche Rennfahrerin.



ten, am Dynamo und am Steuerrad die Gefahren mit ihren männlichen Kameraden. Aber immer blieb das innere Ge- füge der blanken, stählernen Angeheuer samt den vielfachen Kräften, die sie hemmten oder in Bewe- gung setzten, ein Fremdes für sie. Ein Ungeheures sogar, ein Dä- mon, der ihr nicht nur Zeit, Sinne und Ge- danken des Mannes raub- te, sondern auch den Leib ver- stümmeln konn- te. — Langsam, sehr langsam erst dringt die Frau auch ge- stig über den



Links: Der Betriebsingenieur in einer chemischen Fabrik.

Oben: Die Frau als Lehrerin in einem elektro-mechanischen Institut.



Hebelzug an der Spinn- und Webmaschine, über das Glätten der Kugellager und Feilen der Schräubchen hinaus — in diese Reservatio des Mannes ein. Tastend nur, töricht vielleicht. Denn wie wäre es auch möglich, in 120 Monden mehr als einen winzigen Schritt in dieser Richtung vorwärts zu tun! Die Zahl der weiblichen Mechaniker, der Ingenieure gar ist noch verschwindend gering.

Und es will auch nicht scheinen, als ob jemals auf dem Gebiet der maschinellen Konstruktion eine große Bereicherung der Menschheit vom weiblichen Hirn her zu erwarten sei. Eher schon ist zu denken, daß es in dem Spiel der elektromagnetischen Wellen oder dem der chemischen Kräfte neue Verdichtungen, Bindungen und Entbindungen zu finden imstande wäre. Heute ist die Frau in den allermeisten Fällen nur fröhliche Nutzniedererin der technischen Fortschritte. — Ganz gleich, ob es sich dabei um die verschiedenen elektri-



Thea Rasche,  
die beste deut-  
sche Fliegerin.

schen Apparate in ihrem kleinen Haushalt oder um das Automobil und Flugzeug, das sie selber lenkt, handelt.

Sie kapriert sich darauf, Energien in sich freizumachen, um Rekordleistungen am Steuer zu vollbringen, um die Taucherrüstung anzulegen, Fallschirmsprünge zu vollführen,

den Ozean zu überqueren u. a. m. Man kann das eine Übersteigerung des Persönlichkeit-, des Gelungstriebes in ihr nennen. Man kann auch, wenn man optimistischer hinsichtlich ihrer Fortentwicklung gesinnt ist, an eine Flucht ins — Sachliche glauben. Und sollte das zutreffen, so kann der in Phantasie und Intuition ihr Bestes zeigenden, speziell weiblichen Begabung auch im Laboratorium und



Im Radio-Laboratorium.

in der Werkstatt ein gutes Prognostikon gestellt werden. — Dem Rufer im Streit, der da unentwegt predigt: Die Frau gehört ins Haus, was sollen wir ihm erwidern? Nun, er weiß ganz gut, daß es in der zivilisierten Welt sehr viel mehr erwachsene Frauen als Haushalte gibt. Und in diesen Haushaltungen dürfte in wenig Jahren eine angewandte Elektrotechnik viele bisher Zeit und Handmühle erfordende Arbeit ersparen; so gut wie das Radio sich „Raum in der kleinsten Hütte“ erobert hat, sind Apparate mit heilmagnetischen Strömen, Fernseher oder Fernschreiber als Errungenschaften einer nahen Zukunft zu vermuten. Wäre es nicht ganz angebracht, wenn die Hausfrau selbst verstände, einen kleinen Schaden an der Lichtanlage, der Schreibmaschine, dem elektrischen Messerputzapparat usw. zu beseitigen?

Gegenwärtig ist es in den meisten Fällen der heranwachsende Sprößling, der sowohl Mama wie auch Papa durch geschickte Bastelerei an den Klingen, dem Radio oder dem Motor beschämt. Nicht in den ohnehin überlasteten Lehrplänen der Schule, wohl aber in den Haushalts- und Frauenschulen wäre ein Stündchen „angewandte Technik“ sehr wohl denkbar.



Fraulein Meitzner, die deutsche Taucherin.

Bei mir geht alles wie geölt, sagt die Dame des Hauses. Aber weiß sie auch, welches Rädchen an ihrer Nähmaschine schon lange geölt werden müßte? Ich fahre mit siebzig Kilometer Durchschnitt auf der Landstraße, so brüsstet sich die Motorsfahrerin. Und bei der kleinsten Panne wird sie wieder zum hilflosen, auf die Gutmütigkeit jedes Chauffeurs angewiesenen Weibchen, da ihr das Herausnehmen eines Schwimmers, das Durchblasen einer Düse, der Wechsel einer verrosteten Zündkerze keine vertrauten Dinge sind.

Um sich zuletzt noch ins Gebiet scherhafter Spekulation zu verirren: wer schreibt den Film der modernen Pythia, oder wer tut sich als Hexe von Endor des 21. Jahrhunderts auf?

Statt der Höhle ein Laboratorium, statt der Eulen und Fledermäuse ein geheimnisvolles Knistern, Sausen und Flammen der unheimlichsten Bündel und Bänder von Ultra-Strahlen allerart, statt des Geheimtranks aus „Kräuter-Bettelsuppen“ eine chemische Lösung, statt die Karten zu schlagen, weissagt die Pythia von übermorgen aus dem Knurren und Zischen der Hochfrequenzströme . . . Auf diese Weise brächte wiederum die Frau einen Schein der Romantik in die angeblich so nüchterne Technik!

## Die Kunst zu trösten. Von Carry Brachvogel.

Trösten heißt nicht einen herkömmlichen Kondolenzbesuch machen, und auch jene befinden sich im Irrtum, die meinen: „Zum Trösten gehört doch keine besondere Fertigkeit, man sagt, was einem das Herz eingibt!“ Nein, mit dem Herzen allein ist es in diesem Fall nicht getan, denn, so paradox es auch klingen mag, der wahre Tröster kann eher des Mitgefühls als des Taktless entbehren. Herz ist immer oder fast immer impulsiv, fällt, häufig in recht angenehmer Weise, aus einer vorgeschrivenen Harmonie heraus; Takt dagegen ist subtilste Einfühlung in die Grundnote des Nächsten, beruht auf dem Fluidum verfeinerter Nerven und hat mit dem, was man gemeinhin „Herz“ nennt, kaum eine Beziehung. Gehen aber Herz und Takt zusammen, ja, dann kommt freilich eine himmlische Melodie zustande, und dieser Zweibund leistet eine stille, aber segensreiche soziale Hilfe. Jede seelische Wundbehandlung muß ganz individuell vorgenommen werden. Da sind Sanguiniker unter den Unglücklichen und Bedrängten, scheinbar die des Trostes Bedürftigsten, weil sie mit Explosivkraft auf den Schüttelfschlag oder die Bedrägnis reagieren. Ihr Schmerz stürmt nach außen, schießt dahin wie ein reißender Strom, der alle Besinnung mit fortzureißen droht.

Hier ist es das Törichtste, gut zuzureden. Er begreift nicht, daß diese Explosivkraft etwas Elementares und darum Kerngesundes ist, das sich austoben muß. Jrgendeine Wirkung erzielt er mit seinem Zuspruch nicht. Denn erstens sind Gefühlsäußerungen gegenüber Worte meist wirkungslos, und zweitens will der dahinschießende Strom nicht durch solch nötige Hindernisse aufgehalten werden. Der Sanguiniker des Leides will gar keinen Tröster, sondern einen Resonanzboden, einen möglichst wortlaren Zuhörer, der mehr durch seine stumme Gegenwart als durch persönliche Äußerungen seine Anteilnahme kundtut. Das Heilkraut für sein Leid wächst in seiner eigenen Seele, die gesund geblieben ist, so schwer sie auch getroffen wurde. Ist der Höhepunkt des Schmerzrasens überschritten, beginnt das Zurückflutzen, kehren Selbstbesinnung und Selbsterhaltungstrieb automatisch zurück. Mit ihnen stellt sich, wirkungsvoller als alle Redensarten, der Selbsttrost ein, der jedem gesunden Menschen, gerade nach höchster Übersteigerung des Schmerzes, jährlings einen Hoffnungsfunkens aufblitzen läßt.

Von anderer Art ist der Melancholiker des Schmerzes

oder der Bedrägnis. Er verströmt sein Gefühl nicht in einem reißenden Strom, sondern es umhüllt ihn wie dichte Nebelschwaden, in denen er nichts zu unterscheiden vermag, als das Nächtligende, nämlich sich und sein Schicksal. Er verbohrt sich in sein Leid, und darum meint der Dilettant, daß man dem Melancholiker ebenso eifrig zustimmen, wie dem Sanguiniker widersprechen müsse. Da kommt denn Heiltränklein Nummer zwei zum Vorschein, ein weinerliches Bei-pflichten: „Ja, auf dich ist schon alles Elend geschüttet!“ — „Wenn ich bedenke, wie brav du dein Leben lang warst, und nun trifft dich so Schweres!“ Der schlechte Tröster denkt nicht, daß es bei Naturen dieser Art sich ziemt, zunächst, wenn auch nur für kurze Zeit, wiederum Resonanzboden zu sein, dann aber ganz leise, ganz vorsichtig ein Gespräch zu beginnen, das den Melancholiker, ohne daß er es merkt, von sich selber weglockt, so daß er, ob er will oder nicht, merken muß, daß es auch für ihn noch anderes auf der Welt gibt als nur den Schmerz.

Am schwierigsten oder eigentlich nur in besonderen Fällen zu trösten sind die Stoiker des Leides und der Bedrägnis. Sie sind diejenigen, die im allgemeinen wenig Mitleid erregen, weil sie alles in sich verschließen, ihrer Last sozusagen eine Tarnkappe aufzuhüften, so daß keiner merkt, wie schwer sie tragen.

Solchen Menschen nahezukommen ist schwierig, sie zu trösten scheint fast unmöglich. Nur der Dilettant tapst sich mit gutgemeinter Taktlosigkeit auch an sie heran und nennt sie „gefühllos“, wenn sie seine Eliziere des Trostes verschmähen. Der Trost-Künstler aber spürt an ihnen nicht nur, wie unglücklich, sondern auch wie tapfer der Mensch sein kann, und ehrfürchtig verneigt er sich vor ihrer Verschlossenheit, an die er mit keinem Wort zu röhren wagt. Gehorsam dem Gebot ihres Angesichts, scheint er von ihrem Schicksal nichts zu wissen, spricht mit ihnen Ding, die sie persönlich nicht berühren oder zu berühren scheinen, weil er aber ein Künstler des Trostes ist, versteht er, in das Unpersönliche Anteilnahme zart zu betten, sie mit einem Blick zu verraten, mit einem Abschiedshändedruck, der nur um ein kleines, um ein ganz Kleines wärmer ist, als er an vorhergehenden Tagen war. Respekt vor dem Schicksal ist den Stoikern gegenüber Gebot, jede Zudringlichkeit des Mitgefühls würde sie verlezen.

Man wird nun vielleicht einwenden, daß der Stoiker also offenbar der Teilnahme, des Trostes gar nicht bedürfe, da er sich ja darauf versteife, mit seinem Schmerz allein fertig zu werden. Nein, er bedarf des lauten Trostes nicht, aber unendlich wohltuend ist ihm die zurückhaltende, stumme Teilnahme, die man nicht nur seinem Leid, sondern auch seinem Kampf bezeigt. Und fast mehr noch als die stumme Teilnahme stärkt ihn die ebenfalls stumme, aber dennoch fühlbare Anerkennung für die Kraft, mit der er in der Stille seinen Schmerz abzuwürgen sucht. Denn dies ist der tiefere Sinn jeglichen Trostes: Stärkung des Selbstbewußtseins. Der trostbedürftige Mensch ist auch ein niedergebrochener Mensch und gleicht einem völlig in Unordnung geratenen Mechanismus, dessen Räderwerk entweder versagt oder auch sinnlos weiterschnurrt, weil ihm die Hemmungen fehlen. Es gilt, den Niedergebrochenen wieder auf die Beine, den verwirrten Mechanismus wieder in Ordnung zu bringen. Man darf also dem am Boden Liegenden nicht sagen: „Ach, du Urmster, da liegst du und wirst dich nie wieder erheben!“ Oder: „Ach, wie entsetzlich ist, was dir auferlegt worden, gerade dir!“, sondern man soll ihm zureden: „Versuche nur aufzustehen, es geht schon! Anderen würde es vielleicht nicht gelingen, aber du, mit deiner Kraft, du kommst sicher wieder in die Höhe!“ Dem Menschen den Glauben an die eigene Kraft zu geben, das ist der beste Trost! Er hebt den Zusammen-

gebrochenen von der Erde auf, bringt das verwirrte Räderwerk wieder in Ordnung, indem er stillstehende Kräfte bedächtig und sanft wieder zur Arbeit lockt, verloren gegangene Hemmungen geschickt wieder einsetzt. Willig und dankbar folgen ihm Sanguiniker und Stoiker, nur der Melancholiker zögert und meint, die Arznei sei für ihn zu stark, meint es, weil er eben in sein Leid so verliebt ist, daß er sich nicht gleich von ihm weglocken lassen mag. Der Trost-Künstler versteht es aber, auch dem Widerstreben den Heiltrank unversehens einzugeben, einen Anti-Liebestrank, der wirksamer ist als alle Zaubertränke, von denen Sagen und Geschichten erzählen. „Du bist stark!“, es gibt kein suggestiveres und besseres Wort, das aus Menschenmund zum Menschenherzen mit Menschenherzen gesprochen werden kann. Das mahnende „Sei stark!“ wird meist sofort durch „Ich kann nicht!“ widerlegt, aber in dem anerkennend-gläubigen „Du bist stark!“ liegt Schöpfertum, das Schlummerndes zum Leben erweckt. „Du bist stark!“ sagt es allen Mühseligen und Beladenen, und ihr Auge wird aufleuchten, ihre Muskeln werden sich straffen, und der Glaube, der von euch auszugehen scheint, wird auch auf sie übergehen! Alle Beileidsbezeugungen, alles Mitjammern, alles Gerede über die Ungerechtigkeit von Menschen und Schicksal werden sie euch erlassen, für das eine Wort, das ihnen den Glauben an sich selbst zurückgab.

## Robert Koenig.

Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag (15. November 1927).

An einem Oktoberabend des Jahres 1864 trat unser Vater, von der Tagesarbeit heimkehrend, an seine Kinder- schar mit der Frage heran: „Wer weiß mir ein anderes Wort für den Begriff „zu Hause“?“ Ich war sechs Jahre alt, meine Geschwister — im ganzen waren wir damals unserer fünf — jünger und älter als ich; wir rieten hin und her, ohne die Lösung zu finden. Da griff der Vater in die Tasche, holte die erste Daheimnummer hervor und las uns das Gedicht von Julius Sturm vor, dessen erste Strophen lauten:

„Daheim, daheim! Wie schwingt das Wort  
Sich von der Lippe jubelnd fort!  
Denn was mir Gott an Glück beschert,  
Das schlingt sich, reich an Duft und Glanz,  
Ein voller, frischer Blütenkranz,  
Daheim um meinen Herd.“

„Daheim! Daheim! Nach Müh' und Last,  
O wie so lockend winkt die Rast,  
Wenn ich am Abend heimgefehrt,  
Mir Gruß um Gruß entgegenklingt  
Und Weib und Kind mich froh umringt  
Daheim an meinem Herd!“

Von diesem Tage an fühlten wir uns mit der Arbeit des Vaters verbunden und nahmen an ihr innerlich und äußerlich teil; zunächst als bescheidene Boten, die den Verkehr zwischen der väterlichen Studierstube, der Redaktion in der Poststraße und der Druckerei von Fischer & Wittig zu vermitteln halfen. Sehr bald aber wurden wir zum Korrektur- und später zum Vorlesen von Manuskripten herangezogen.

Der Vater stand sehr früh auf, saß gewöhnlich schon um 5 Uhr morgens an seinem Schreibtisch, arbeitete bis gegen 9 Uhr, ging dann zur Redaktion, wo er mit Otto und Johannes Klasing und Dr. Richard Andree regelmäßige Besprechungen abhielt und die Redaktionsgeschäfte erledigte; eine kurze Mittagspause folgte; dann ging der Vater wieder zu seiner Arbeitsstätte und kam gegen Abend, beladen mit Manuskripten, wieder nach Hause. Nach dem Abendessen ging es an die Sichtung und erste Prüfung dieser eingelandsen Schriftstücke, und sehr bald durften wir ihm die Sachen vorlesen, die er zunächst als „möglichsterweise druckfähig“ anfah. — Sein Fleiß und seine Arbeitskraft kamen uns augenfällig zur Erscheinung. Denn außer seinen Aufzählen für das Daheim und außer der Erledigung der umfangreichen Geschäfte, die dem Schriftleiter obliegen, schrieb er eine Reihe von Büchern, die jetzt fast alle vergessen sind, die aber bei der damaligen Jugend und namentlich bei den eigenen Kindern großen Anklang fanden. Daneben gingen die Vorarbeiten für die Literaturgeschichte, die viele Jahre in Anspruch nahmen. Als das Werk fertig war, hatten wir Älteren es gründlich kennengelernt; denn jeder von uns hatte die Korrekturbogen mehrere Male lesen müssen, ehe sie als druckfertig erklärt worden waren. Um so mehr freuten wir uns des Erfolges, den das Buch hatte. Als die Eltern im Jahre 1879 ihre Silberne Hochzeit feierten, bereiteten wir ihnen eine kleine Vorfeier. Bei dieser erschien eine meiner Schwestern.

stern in einer Papphülle, die dem Einband der Literaturgeschichte nachgeahmt war, als 25. Auflage. „Das werde ich wohl nicht erleben,“ meinte der Vater topfschüttelnd. Diese Freude ist ihm aber doch geworden, und auch das Erscheinen der 26. Auflage hat er noch erlebt.

Die Eltern führten ein geselliges Heim und sahen oft und gern Gäste bei sich. An jedem Donnerstagabend war offener Tisch für jüngere Dozenten und Studenten. Harnack, Graf Baudissin, Kaftan, Gregor, um nur einige der später berühmt gewordenen Freunde des Hauses zu nennen, waren häufige Gäste. In einer Ecke sicher geborgen, lauschten wir der Unterhaltung, bis wir entdeckt und ins Bett geschickt wurden.

Wenn die Brüder Otto und Johannes Klasing, Richard Andree und der Kunsthändler Börner zu einem intimen „Daheimessen“ erschienen, durften wir am Nebentisch tafeln und den Gesprächen zuhören. Der schöne und feurige Otto Klasing, der mit seinem reichen dunkelroten Haupthaar und Bart uns als der urwüchsige Vertreter der roten Erde erschien, ist uns besonders im Gedächtnis geblieben. Er war namentlich in allen künstlerischen Fragen des Vaters Mitarbeiter und Berater. — Häufig kamen Mitarbeiter und Freunde aus der Nähe und Ferne: Fritz Fiedner aus Madrid, der immer fröhliche Pastor und Missionar, war auf seinen Werbefahrten ein besonders gern gesehener Guest und Freund des Elternhauses. Ebenso Paolo Calvino aus Italien, Pastor Trifiss aus Paris, Georg Müller aus Bristol, Georg Hiltl, der Berliner Schauspieler und Schriftsteller, Viktor von Strauß, Wilhelm Jensen, Ernst Wichert und viele andere.

Der Vater hielt darauf, daß seine inzwischen auf sieben Köpfe angewachsene Kinderschar durch solche Gäste nicht vom Tisch verdrängt wurde; wir verdanken diesem Brauche unvergleichliche Eindrücke, und wenn wir später fast alle ins Ausland und in die Weite zu kommen gestrebt haben, so ist dies vielleicht auf Kindererinnerungen zurückzuführen. Dankbar sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß des Vaters Name und Geltung uns überall in der Welt Herzen und Türen geöffnet hat. Der weitere Freundeskreis setzte sich namentlich aus Professoren der Universität zusammen; Kahn, Luthardt, Bauer, Franz Delitzsch u. a. standen dem christlichen Standpunkt des Vaters nahe und kamen gern und häufig mit ihm zusammen.

Unser Vater war ein frommer Mann, dem Glauben und Bekennnis eine Herzenssache war. Die Morgen- und Abendandachten, die er hielt, waren für uns Kinder oft ein Erlebnis und dünktet uns schöner als mancher Gottesdienst, an dem wir Sonntags regelmäßig teilnehmen mußten. Die erste Sonntagsschule in Leipzig wurde in unserem Hause gegründet; jeden Sonnabend fand eine Vorbereitungsstunde unter der Leitung des Vaters für die Helfer und Helferinnen statt; unter diesen fanden sich auch die oben genannten Theologen, die keinen Anstoß daran nahmen, daß ein „Lai“ den Kindergottesdienst leitete. Sie bestanden vielmehr darauf, auch an den Vorbereitungsabenden teilnehmen zu dürfen. Graf Baudissin hat drei Jahre, Harnack zwei Jahre lang in dem Kindergottesdienst unter R. Koenigs Leitung unterrichtet. Harnack hat während dieser Zeit für die Sonn-

tagschule zwei Lieder gedichtet, die heute noch oft und gern gesungen werden. — Eine besondere Liebhaberei des Vaters war das Studium unserer Familiengeschichte. Er entstammte einem alten Danziger Kaufmannsgeschlecht und war stolz darauf, daß seine Vorfahren in der Marienkirche seiner Vaterstadt die letzte Ruhe gefunden hatten. Zu seiner Silbernen Hochzeit überraschte er uns mit einer Familiengeschichte, in der er gar sorgsam alles zusammengetragen hatte, was er an sicheren Urkunden über unser Geschlecht hatte sammeln können. — Verhältnismäßig selten war der Vater verreist; zwar führte ihn jedes Jahr seine Pflicht als Schriftleiter nach Berlin, wo er alte Mitarbeiter und Freunde auffuhrte und neue warb. Zu den ständigen Mitarbeitern gehörte Emil Frommel, Colmar von der Goltz, der spätere Feldmarschall, der damals als Hauptmann im Großen Generalstab wirkte, ferner der Propst von der Goltz, Rudolf Kögel, Stöcker und viele andere. Diese Reisen erfrischten ihn, und schon in sehr früher Zeit schlug er dem Verlag vor, die Redaktion nach Berlin zu verlegen. — Zu wirklichen Erholungsreisen dagegen war er nur sehr schwer zu bewegen; in Borkum und in der Französischen Schweiz, der Heimat unserer Mutter, fand er mehrmals die Ausspannung, deren er dringend bedurfte. — In seinen jüngeren Jahren hatte der Vater in England und Frankreich Studien gemacht; er besaß in beiden Ländern Freunde, beherrschte ihre Sprache und versuchte auch uns Kinder frühzeitig in die Geheimnisse der fremden Grammatik und der richtigen Aussprache einzuführen; es sollte an bestimmten Tagen bei der Mahlzeit nur französisch oder englisch gesprochen werden. Der Plan scheiterte aber an unserem passiven Widerstand,



Dr. R.



A black and white portrait of Harry Koenig, a man with a full beard and mustache, wearing a dark suit, a white shirt, and a patterned tie. He is looking slightly to his left. The portrait is set against a light background and is partially cut off on the left side.

## Trauer.

Adolf Wallnöfer.

Adolf Wallnöfer.

*Andante tranquillo*

Gesang      Nun ich in mei = nem Le = ben so ein = sam ver = las = sen bin, wie un = ver = ges = sen

Klavier {      Sed.

rall.

bist du in mei = nem Her = zen drin! Steh' ich an dei = nem Gra = be von Blu = men = flor um =

rall.

cresc.

laubt — , da neig' ich tief voll Trau = er mein we = hes mü = des Haupt.

p rit. rit.

für liebes Volk zu heit'rem Mahle  
Sich lorgend mühn, wie hält das frisch!

Wie eine schöne Rosenschale  
Trägst du die Suppe auf den Tisch! f. s.

FOM

## Der Staubsauger.

Das fürchterliche Klopfen der Teppiche, Läufer, Decken und anderer Fußbödenbeläge, das nach einer alten, durch Polizeiverordnung sanktionierten Hausordnung nur an bestimmten Wochentagen (in Berlin Freitags und Sonnabends), leider außerdem aber entgegen der Hausordnung hier und da auch noch an anderen Tagen stattfindet, ist eines von den vielen Geräuschen, die das Nervensystem des Großstadtmenschen in gräßlichster Weise mißhandeln. Diese störenden und belästigenden Geräusche gehören im Zeitalter des Staubsaugers zu denen, die fraglos vermieden werden könnten.

Beseitigt wird der Staub durch die grobe Klopferei und Bürsterei erfahrungsmaß ohnehin nicht. Er wird nur aufgewirbelt, um sich anderswo abzusezen. Beseitigt wird der Staub nur durch den Staubsauger, was jedem bei der Entleerung des Staubbeutels oder Staubsammlers — einem der wichtigsten Organe des Staubsaugers — sofort überzeugend einleuchtet.

Wer in seinem mehr oder weniger behaglichen Heim gute, wertvolle Teppiche, Läufer, Brücken, Portieren, Decken, Kissen und Polstermöbel besitzt, der hat heute auch sicher einen guten Staubsauger, der — wie im Spiel — selbst von Kindern bedient werden kann und fast laulos nur mit dem leisen Summen des Motors und Ventilators, gleich einer eifigen Biene — etwa der Biene Maja — die Reinigung und Entstaubung dieser Zimmerausstattungen in schoenster Weise besorgt.

Das Angebot an Staubsaugern ist heute so außerordentlich groß, daß der Hausfrau die Wahl gewiß nicht ganz leicht wird.

So groß wie die Zahl der durch die Spezial-Vertriebsstellen und in den einschlägigen Geschäften angebotenen Staubsauger verschiedenen Systems und Fabrikats heute aber auch ist, so groß ist sicher auch die Verwirrung, die mit der Reklame auf diesem heißumstrittenen Gebiete beim Laienpublikum — und nicht nur bei diesem — angerichtet wird. Unbestritten hat fast jeder Staubsauger neben seinen offensichtlichen Mängeln, von denen kaum ein System — welches es immer sei — ganz verschont ist, auch einen oder einige recht beachtliche Vorzüge gegen das eine oder andere Konkurrenzfabrikat; aber auch dieses hat gewiß wieder einen oder mehrere nicht minder beachtliche Vorzüge gegen jenen.

Zieht man bei einer Umschau auf diejenige Gebiete, die man zwecks Orientierung für eine Anschaffung unternimmt, nur die verschiedenen Anpreisungen der betreffenden Verkäufer in Betracht, so ist jeder Apparat nicht nur gut, sondern überhaupt der beste! — Registriert man aber umgekehrt das, was jeder Verkäufer uns — streng vertraulich natürlich —

über dieses oder jenes Konkurrenzfabrikat verrät, so taugen sie alle nichts! Die Wahrheit liegt natürlich auch hier — wie überall in solchen Fällen — ungefähr in der Mitte. Man muß deshalb unter kritischer Abwägung aller Vor- und Nachteile der verschiedenen Systeme nach eigenem klaren Urteil und nach allem, was man hier und dort gehört und gesehen hat, denjenigen Apparat auswählen, der bei den geringsten Mängeln doch noch die meisten und gewichtigsten Vorzüge besitzt.

Wie soll sich da aber die an dieser Materie am meisten interessierte Hausfrau, die sich für den Haushalt einen Staubsauger anschaffen will, zurechtfinden? Auf einer gelegentlichen Orientierungswanderung durch die einschlägigen Geschäfte wird ihr durch die sich widersprechenden Anpreisungen und Warnungen der verschiedenen System-Vertreter der klare Blick sehr bedenklich getrübt. Durch Schlagworte, die ihr mangels anderer beweiskräftigerer Argumente oft genug in überreichem Maße serviert werden, wird sie vollends verwirrt.

Im wesentlichen treten uns unter den verschiedenen Staubsauger-Konstruktionen eigentlich nur zwei schon rein äußerlich voneinander abweichende Ausführungen entgegen, die in dem „Vampyr“ und in dem „Protos“ die markantesten und auch wohl die in weitesten Kreisen bekannten Typen darstellen. Alle anderen Staubsauger entsprechen in ihrer Konstruktion und der Ausbildung ihrer Organe mehr oder weniger entweder dem einen oder dem anderen dieser beiden Typen mit prinzipiell unerheblichen Abweichungen.

Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale, die zum Teil mit gewissen Vorzügen jedes der beiden Apparat-Systeme in Zusammenhang stehen, sind bei dem „Vampyr“:

1. Der fahrbare Motor mit dem Ventilator. Der Apparat trägt unmittelbar an seinem Ventilatorstutzen die Teppichdüse, was insofern gegenüber anderen Konstruktionen ein Vorteil ist, weil hier für die Teppichreinigung die ganze volle Leistung des Motors und Ventilators zur Ausswirkung kommt. Bei allen Apparaten, bei denen die

Teppichreinigung über eine mehr oder weniger lange, bewegliche und feste Rohrleitung erfolgt, treten Rohrleitungsverluste auf, die entweder durch entsprechend stärkeren Motor oder durch andere Einrichtungen ausgeglichen werden müssen, wenn hier die gleiche Leistung erzielt werden soll.

2. Die abstehende Teppichdüse. Die Teppichdüse wird beim „Vampyr“ und allen Apparaten derselben Konstruktion so eingestellt, daß sie den Teppich nicht berührt, sondern in ganz minimalem Abstand über das Gewebe des Teppichs hinwegstreicht. Der Teppich wird hier-



Mädchenhänger aus gewürfeltem dicken Wollstoff mit Hohlfalten auf beiden Seiten. Mittelanzug mit tiefgelegten Quetschfalten aus mattgrünem Flanell (4 bis 8 Jahre). Entwürfe der Werkstatt Edith von Oheimb, München, Liebigstrasse 37. (Zum Knabenanzug ist ein Schnittmuster erhältlich.) Aufnahme: A. Binder, Berlin.

## Kinderkleidung,

wie sie sein soll (und wie sie es leider oftmals nicht ist), so könnte man die Bilder dieser Seiten betiteln. Wie unkindlich sind oft Form und Farbe der kindlichen Garderobe, wie mangelfälig, wie unsorgfältig manchmal ihre Schneider-technische Ausführung. Auch ein einfaches Hängerchen will gut geschnitten und zusammengenäht sein! Hübsche Kleingetüte tragen wesentlich zum Gesamteindruck bei. Wie niedlich ist z. B. auf dem Doppelbild (Seite 18) das kleine weiße Krägelchen — natürlich durch passende Armelaufschläge ergänzt. Dazu das Brüderchen im einfachen aber tadellos sitzenden Kittelanzug mit tief eingekleideten Falten. — Die zwölfjährige trägt als Schulkleid auch noch eine Art Hänger, nur etwas abgewandelt, etwas erwachsener.

Detta.



Hängerchen aus leichtem kariertem Wollstoff mit eingefügten, schräg laufenden Tütenfalten. Entwurf der Werkstatt Edith von Dheimb, München.  
Aufnahme: A. Binder, Berlin.

durch zunächst sehr energisch ange-saugt und sein Gewebe kräftig durchsaugt, wodurch auch der unter dem Teppich abgelagerte Staub mit weggenommen wird. Durch die abstehende Düse wird das Ge-webe des Teppichs ohne Frage sehr schonend behandelt. 3. Der Staub-beutel. Der offen liegende, sehr große Staubbeutel soll den Vorteil bieten, daß die Verfilzung des Staubbeutels, der doch bei allen Apparaten zugleich als Staubfilter dient, nicht so schnell vor sich geht wie bei den Apparaten mit kleinem Staubbeutel. Durch die all-mähliche Verfilzung wird nach und nach die Saugleistung des Appa-rates herabgedrückt, was schließlich bei den Apparaten mit kleinem Staubbeutel nach Ablauf etwa eines Jahres — täglichen Gebrauch des Apparates vorausgesetzt — zur Erneuerung des Staubbeutels zwinge.

Beutellose Apparate, das sei hier ausdrücklich bemerkt, gibt es nicht. Bei den sogenannten „beutellosen“ Apparaten ist der Staubbeutel oder das Staubfilter nur versteckt, und zwar — mit Aus-nahme des „Protos“ und den die-sen ähnlichen Apparaten — meist lediglich aus ästhetischen Gründen durch einen Blechbehälter, eine Blechtrommel usw. Für die Ent-staubung der Polstermöbel, Fenster- und Wandbekleidungen wird der „Vampyr“ ebenfalls genau wie der „Protos“ usw. mit Saugleitung und Rohr angewandt.

Die Hauptmerkmale und Vorzüge des „Protos“ sind folgende:

1. Seine leichte Tragbarkeit erweitert den Aktions-radius, weil der Apparat durch eine besondere Tragvorrichtung auch auf den Rücken genommen werden kann.
2. Der „Protos“ ist ein sogenannter Kesselapparat, bei dem das Staubfilter nicht zugleich als Staubbeutel oder Staubhammer dient wie beim „Vampyr“ und den meisten anderen Systemen, sondern der Staub wird hier durch einen Filzylinder filtriert und im Kessel gesammelt, was vorteilhaft



Kittelanzug für Knaben von 2 bis 6 Jahren aus blau „Kipella-Flanell“. Entwurf der Werkstatt Edith von Dheimb, München. (Schnittmuster erhältlich.)

Aufnahme: A. Binder, Berlin.



Mädchenkleid aus feingestreitem Kaschmir in mehreren Tönen grün für das Alter von 11 bis 13 Jahren. Modell: Edith von Dheimb, München. Aufnahme: Cläre Sonderhoff, Berlin.

und eine dem „Protos“-System eigentümliche Einrichtung ist. Dieser Staubfilter ist durch den Kessel versteckt.

3. Die eigenartige Einführung des Saugrohres, die für das Ab-setzen von Fremdkörpern, schwere-ren Staubpartikeln, von Wolle, Haaren, Nadeln usw. auf den Boden des Kessels vorteilhaft geeig-net ist.

Oberingenieur Wilhelm Förster.

## Für die Küche.

**Hagebutten-Marmelade.** Am schönsten sind die Früchte, wenn sie schon einen leichten Frost bekommen haben. Sie werden abgeplüft und stehen einige Tage in einer Schüssel. Dann schneidet man sie auseinander, kratzt die Kerne heraus und entfernt alles Dornige. Kratzige an den kleinen, stacheligen Früchten, kocht sie mit ein paar Löffeln Wasser in wenigen Minuten so weich, daß man sie durch-schlagen kann und gibt an das Durch-geschlagene  $\frac{1}{2}$  des Gewichts an Zucker und läßt es zusammen aufkochen, bis es dicklich wird. Man füllt auf das Kilo Marmelade je ein Plättchen benzölaures Matron, mischt dies gut durch und ver-wahrt es — gut geschlossen — am fühl-en Ort, wie alles eingefrorene. G. S.

**Warmes Getränk aus Hagebutten.** Daß aus den Kernen der Hagebutten ein sehr wohlgeschmackender und ge-sunder Tee hergestellt werden kann, ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt dürfte aber sein, daß sich aus der gan-zen gut ausgereiften Frucht der wilden Rose, also aus Schalen und Kernen der Hagebutten, ein sehr gutes, warmes Ge-tränk zubereiten läßt, das im Geschmack dieses vorzügliche und gesunde Getränk, daß es keine Wildbeigabe benötigt.

Die reifen Hagebutten werden von Stiel und Blüte befreit, in der Mitte der Länge nach auseinanderge-schnitten und mittam den Kernen im Bratrohr oder an warmen Tagen an der Sonne getrocknet. Je ein Kaffeelöffel dieser getrockneten Hagebutten auf die Tasse gerechnet, wird mit kaltem Wasser zugelegt und ungefähr 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Stunden sehr langsam gekocht. Das Getränk soll nie stark aufwallen, nur ruhig ziehen; dann wird seine Farbe schön rot und klar, während es durch raf-sches, unge-stümtes Kochen trüb und unansehnlich wird.

M. Führer.

**Gemischtes Ebereschengelee.** Man sammelt die Vogelbeeren, wäscht sie und zerquetscht sie in eine Steinschüssel. Man rechnet auf 1 kg Vogelbeeren  $\frac{1}{4}$  kg süße Ebereschen und  $\frac{1}{2}$ , bis 1 kg Zucker. Man gibt die gemischten Beeren in einen Emailletopf mit etwas Wasser und läßt sie aufkochen. Dann bringt man sie auf eine Passiermaschine, um die Häute und Kerne abzusondern. Der Saft wird nochmals aufgekocht. Das Gelee füllt man dann in vorbereitete Patentgläser.

## Praktische Marmeladendosen.

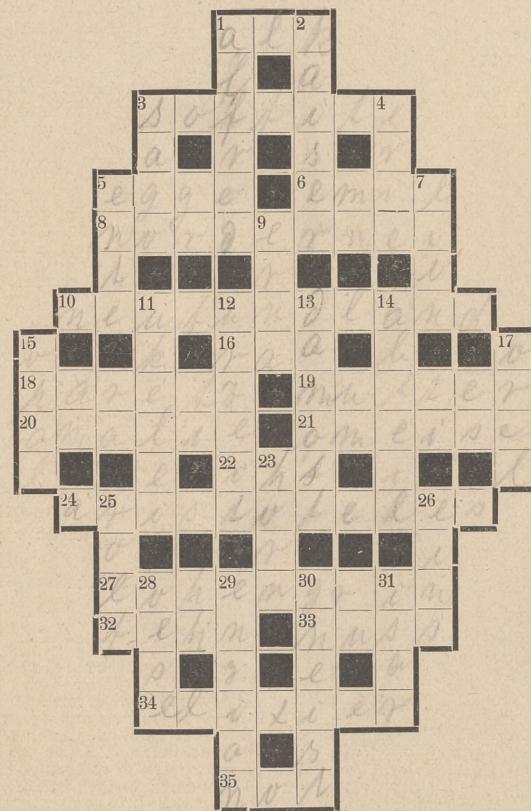
Ein Schmerzenkind der Hausfrau ist von jeher das Frühstücks-tischtuch, das saubere Frühstückstischtuch versteht sich. Immer die häßlichen Marmeladen-flecke, alles Reden und Schelten hilft nichts. Es liegt nur einmal in der Natur des Menschen, Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen und eine Unbequemlichkeit bedeutet es, den Deckel der Marmeladendose in der Hand behalten zu müssen, während man



Neue Marmeladendosen, deren Deckel in den Henkel zu legen ist, damit das Tischtuch sauber bleibt. (Porzellanfabrik Beyer & Voß, Rudolstadt-Wolfsdorf.)

sich ihres süßen Inhalts bedient. Wohin aber in der Verzweiflung mit ihm? Aufs Tischtuch — natürlich! Und der beschmierte Innenrand verübt unterdessen sein Uebriges Werk... Die Gelee- und Honigdosen, die wir hier im Bilde vorführen, beheben den Übelstand auf einfachste Weise. Sie sind mit einem Henkel versehen, der so gesetzt ist, daß der Deckel sicher in ihm ruhen kann. Er sitzt vollkommen fest, denn die Zuge für den Löffel paßt genau in den Henkel.

## 1. Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Wasservogel, 3. Bühnenausstattungsstück, 5. landwirtschaftliches Gerät, 6 männlicher Vorname, 8. friesische Insel, 10. Insel bei Nordamerika, 16. Segelflagge, 18. märkisches Schloss (zeitweiliger Aufenthalt der Königin Luise), 19. Verwandte, 20 Mädchennamen, 21. Insel, 22. Christusmonogramm, 24. griechischer Philosoph, 27. Wagneroper, 32. Sumpfgebäude, 33. Frucht, 34. Zaubertrank, 35. unangenehmer Zustand.

**Senfrecht:** 1. männlicher Vorname, 2. Herrschertitel, 3. Suppeneinlage, 4. Stadt in Nordamerika, 5. Schwimmvogel, 7. Stadt in Frankreich, 9. Mädchennname, 11. kleiner

Fisch, 12. prähistorischer Zeitabschnitt, 13. Gewebe, 14. Teil eines Personenwagens, 15. Halbedelstein, 17. Stadt in Sibirien, 23. Blasinstrument, 25. männlicher Vorname, 26. Zahl, 28. Befestigungsmittel, 29. Alpenblume, 30. Rechtsgelehrter im 19. Jahrhundert, 31. Nebenfluss der Donau.

2. Silbenrätsel.  
 a — a — a — al —  
 al — an — bart — be  
 — bet — borch — bra  
 — chal — da — dä —  
 däm — de de — de —  
 der — der — des —  
 di — di — do — das  
 — e — e — ef — en  
 — en — eu — fen —  
 ga — ge — gel — gie  
 — halm — ham — hut  
 — i — in — la — lah  
 — lan — lan — lauf  
 — le — lei — len — ler  
 — litz — lü — me —  
 me — mem — nar —  
 ne — ni — ni — nid  
 — nie — non — ny  
 — pe — pe — raa —  
 rau — rau — rin —  
 ritz — ru — rung —

— *schach* — *sche* — *see* — *ses*  
*seyd* — *spieß* — *stand* — *sü*  
*tel* — *ten* — *ter* — *ter* — *ter*  
*til* — *töl* — *un* — *vo* — *xe*

1. Inselgruppe, 2. Meerweib, 3. Feldherr im Siebenjährigen Kriege, 4. moderner Maler, 5. Zauberwurzel, 6. niederländischer Maler, 7. Schiffsalsgöttinnen, 8. deutscher Romanschreiber, 9. Gründer einer deutschen Kolonie, 10. griechischer König, 11. deutscher Fluß, 12. Zwielicht, 13. biblischer Erzvater, 14. europäischer Staat, 15. Insel im Mittelmeer, 16. Ungeschicklichkeit, 17. Dichtungsart, 18. Kriegsbau, 19. Beiname eines württembergischen Grafen, 20. türkischer Titel, 21. Ackerunkraut, 22.

Stadt in Schlesien, 23. indischer Strom, 24. Muse, 25. veraltete Strafe, 26. Nordseebucht, 27. Bankfachausdruck, 28. Stacheltier, 29. biblisches Land, 30. Bezeichnung für Gott, 31. oströmischer Feldherr, 32. vielgenannter Schwindler.

Obige 32 Wörter ergeben mit ihren Anfangsbuchstaben (von oben nach unten zu lesen) und ihren Endbuchstaben (von unten nach oben zu lesen) ein Bitat von Schiller. (Sch und ch ist ein Buchstabe.)

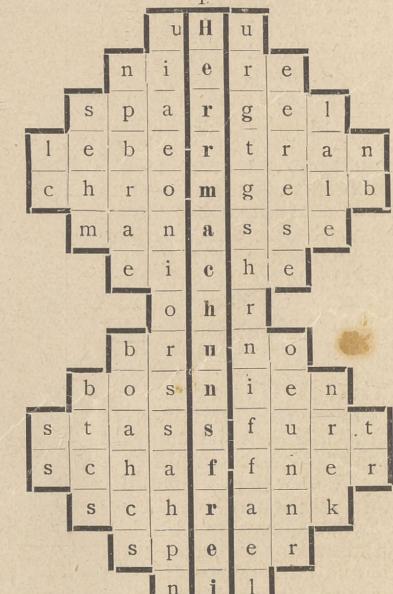
3.

Mein Erstes ist ein Türkentitel,  
Mein Zweites ein Erholungsmittel.  
Du sollst ein gutes Ganzes geben,  
Dum halte dich recht brav im

## Leben. II.

## Auflösungen der Rätsel von Nr. 7.

B H U



Herr, mach' uns frei!  
2. Silben-Ergänzungsrätsel: Alhambra,  
Norwegen, Dividende, Erbfolge, Reporter,  
Futterpe, Berufswünsch, Einreise, Invernat,  
Tenorist, Estrade, Ustotin. — Andere Beis-  
ten — andere Sitten! — 3. Gegenläufe: Bar,  
Baubar. — 4. Lüftschloß, Lüftschloß.



Die Schleißheimer Uebe. Gemälde von Wilhelm Tiefob Hertling  
(Aus der diesjährigen Münchner Kunstausstellung im Glaspalast)

Einfahrt auf dieses Kunstdruck ist verboten



Urbereac  
Leiter: H.  
Berlin W  
Leitung des  
Verlagshaus & K